

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Am Strande. Studien von G. Hermstein. (Fortsetzung.) — Marie Barkany (als „Bezähmte Widerspenstige“). — Remi. Erzählung von Hans Wachenhusen. (Fortsetzung.) — Zeitvertreib. Von Emil Leichendorff. — Mosaik. — G. Cohn's Wirtschafts-bazar in Berlin. — Die Mode (mit Abbildungen). — Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. Februar. — Schach. — Drei Räthsel. — Auflösungen der Räthsel Seite 32. — Correspondenz.

Am Strande.

Studien von G. Hermstein.
(Fortsetzung.)

7.

Those, that Hobgoblin call you and
sweet Puck,
You do their work and they shall
have good luck:

Are not you he?
Shakespeare, A Midsummer-
Night's Dream.

Die beiden Herren standen plaudernd schon eine Weile vor der Thür, als der Wagen vorfuhr.

„Meine Herrschaften, einsteigen nach dem Jordansee, zwei Minuten Aufenthalt!“ rief der Kapitän laut in das Haus. Sofort trat Marentia, das unvermeidliche Skizzenbuch unter dem Arme, auf die Schwelle.

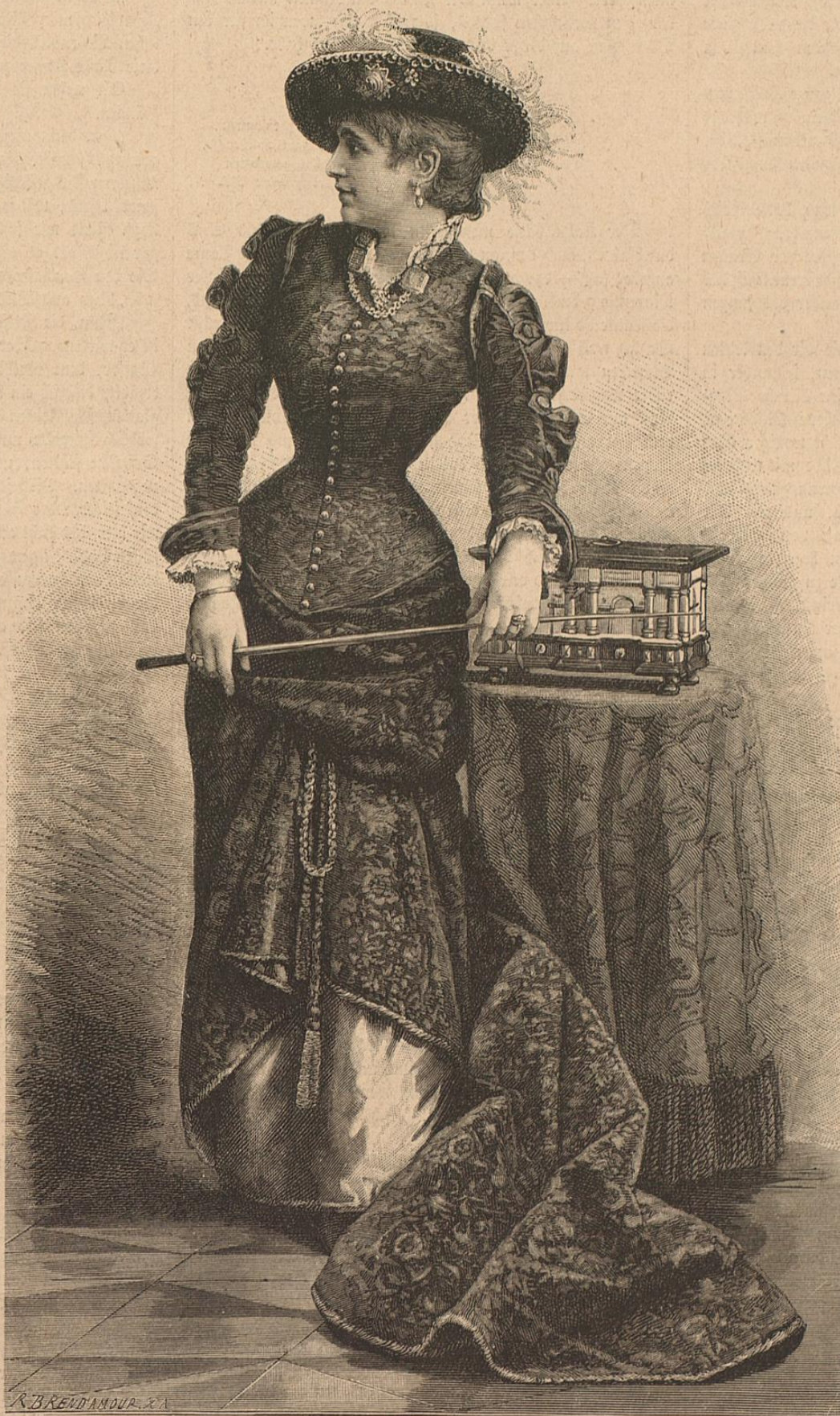
„Schon fertig?“ rief Herr Haß erstaunt.

„Wie Sie sehen. Ich besitze die unweibliche Eigenschaft, pünktlich zu sein.“

Auch Edith kam eben die Treppe herab. Der dunkle Hausflur erhellte sich fast, als ihre anmuthige Gestalt im weißen Kleide, an welchem als einziger Schmuck eine dunkelrothe Nelke glühte, leicht hindurch schritt. Mit liebenswürdigem Lächeln begrüßte sie die außen Stehenden, und die Malerin sagte sich, habe Edith wirklich früher, wie sie behauptete, anders ausgesehen, sie könnte unmöglich schöner gewesen sein, so edel geformt war noch jetzt der schlanke Körper, so vornehm jede Linie des blonden Hauptes.

„Ich bitte, Herr Professor, Fräulein Schmidt gegenüber Platz zu nehmen,“ sagte Edith und winkte ihrem Bruder, sich ihr vis-à-vis zu setzen. So fuhren sie dahin, erst durch den zu beiden Seiten des Weges sich hinziehenden Kieferwald, auf dessen röhlichen Stämmen die Sonnenlichter wie huschende Reflere tanzten, dann durch den Buchenhain, den die Bewohner der Insel mit Recht als deren schönsten Schmuck betrachteten.

Man sprach lebhaft und anregend, nur der Professor schien zerstreut, Edith dagegen war die witzigste und anscheinend heiterste von allen, so daß, als der Wagen dicht am Jordansee hielt, man kaum begriff, wie der weite Weg in so kurzer Zeit hatte zurückgelegt werden können.



Marie Barkany (als „Bezähmte Widerspenstige“).

In dem Moment, als die Gesellschaft über die Brücke schritt, welche nach dem Inselchen in der Mitte des Sees führte, wo eine Art primitiven Restaurants sich befand, blieb Marentia plötzlich stehen. Noch ehe die Anderen den Grund erriethen, hörten sie einen hellen Freudenschrei, und von der Insel her flog eine kleine, leichte Gestalt, sprang an der Malerin empor und küßte sie, durch die Anderen nicht im mindesten genirt, stürmisch auf die Wangen.

„Marentia Schmidt! Eher hätte ich den Sturz Bismarck's erwartet, als Sie hier wiederzusehen! Erkennen Sie mich auch noch, Sie Perle unserer Klasse, die in Gold eingerahmt nächstens in jeder berühmten Galerie zu finden sein wird?“ rief sie jubelnd, als sie mit dem Küßten fertig war.

Marentia lachte herzlich. „Sie nicht erkennen! Als ob Sie sich auch nur um eine Spur verändert hätten, nicht noch immer die unverbesserliche *née gamine* wären!“

„So machen Sie mich mit den Ihrigen bekannt, denn nun ich Sie erst gefunden, lasse ich Sie so bald nicht los, dazu hängt mein harmloses Kunstschülerinnengemüth von ehedem noch zu sehr an Ihnen!“ und Fräulein Schmidt war viel zu glücklich über diesen neuen Ablenker etwaiger elektrischer Stoffe in den Gemüthern ihrer Begleiter, als daß sie dies nicht mit Freuden gethan hätte.

„Fräulein von Schütz, eine Collegin vom Pinsel,“ stellte sie vor, und sofort war die kleine Dame, als sie nur erst die Namen erfahren, mit Allen im Gespräch, wie wenn sie längst mit ihnen bekannt wäre. Ihre höchst originelle äußere Erscheinung that das Ihrige hinzu, um den Eindruck, den sie durch ihre Lebhaftigkeit auf Jeden machte, zu verstärken. Sie war klein und schlank wie eine Lacerte, hatte knabenhaft kurzes aber sehr dichtes rothes Haar, das fast aufrecht auf dem Köpfcgen stand, jenen blendend weißen Teint, wie er gern mit Rothhaar vereint auftritt, und Hände und Füße von so winziger Form, daß sie wie eine Miniaturausgabe normaler Gliedmaßen erschienen; ihr Gesicht mit dem stumpfen Näschen und den kleinen pfliffigen blauen Augen hatte einen frappirend intelligenten Aus-

druck. Sie trug ein sehr modernes Kostüm à la bébé und einen Hut, der ganz so aussah, als sei er ursprünglich für einen Sertaner bestimmt gewesen.

„Sind Sie allein hier, Kleine?“ fragte Marentia.

„Eh nein, mit meiner Tante! die neben einem angeborenen Talente zur Langweiligkeit auch noch eine Passion fürs Angeln hat, dabei aber grundsätzlich nie etwas fängt. Sie sitzt irgendwo am See und ich schlich mich fort, um mich von Jemandem ein wenig herumrudern zu lassen.“

„Und seit wann sind Sie in Misdroy?“

„Seit gestern Nachmittag. Tantens erste Frage war nach einem Flusse oder See, wo sie fischen könne, — denn eine dunkle Ahnung sagt ihr, daß sie am Meere noch weniger als im Süßwasser fangen würde — und so weiß ich im voraus, daß wir alle Tage, die Gott der Herr gibt, an den Jordansee laufen werden.“

„Wie, Sie sind zu Fuß hierhergekommen?“ fragten alle vier zugleich.

„Natürlich! dazu hat man ja seine Beine. Wenn man drei geschlagene Stunden still bei der Angel sitzt, so ist man wieder ausgeruht.“

„Darf ich Ihnen für die Rückfahrt einen Platz in unserem Wagen anbieten, gnädiges Fräulein?“ fragte der Kapitän eifrig.

„Danke, bin ans Laufen gewöhnt, es würde mir etwas fehlen, wenn ich nicht per pedes apostolorum nach Misdroy zurückkäme. Aber jetzt fahren wir im Boot, nicht wahr?“

Lächelnd gab man der drolligen Bitterin nach und rief nach einem Ruderer. Es erschien ein kleiner, sehr verwachsener Mensch, der eher wie der Seefobold denn wie der verlässliche Lenker des Bootes aussah, und nahm seinen Platz am Ruder ein.

„Brrr! der Bucklinsky könnte einem die ganze Fahrt ver-
leiden,“ flüsterte Fräulein von Schütz der Malerin zu, während sie in den Kahn stieg. Marentia setzte sich neben sie, der Kapitän an deren andere Seite, auf der zweiten Bank des Rahnes saßen Edith und der Professor.

Sobald Fräulein von Schütz erschienen war, hatte Edith sich nicht mehr angestrengt, Conversation zu machen; die allgemeine Aufmerksamkeit ward ja durch Erstere zur Genüge gefesselt. Sie schwieg auch jetzt und hörte zerstreut auf das muntere und nichts weniger als prude Geplauder des jungen Mädchens.

„Wissen Sie noch, Fräulein Schmidt, wie wir den letzten Tag, welchen Sie in der Kunstschule verlebten, selbender in die Gemäldegalerie gingen und Sie über eine ältliche Magdalena von A. herzlich lachten, die sich vergebene Mühe gab, rührend und einnehmend auszuweisen, und nicht weniger über einen jungen Menschen, der sich von dem Bilde mit wahrem Abscheu abwendete, weil er sich eine Magdalena gewiß jünger und verführerischer gedacht hatte? Ach, und wie Sie entzückt waren über eine kleine Landschaft von Oswald Achenbach, welcher man den Tort angethan hatte, ihr eine schändlich verzeichnete Cleopatra an die Seite zu hängen?“

„Ja, ich weiß alles noch,“ lachte die Malerin, „ich erinnere mich sogar, daß ein gewisser alter Lehrer der Kunstschule in den Saal trat und Sie mit Schlangenwindungen sich hinter einer furchtbar dicken Dame so zu verschanzten wußten, daß er Sie nicht zu Gesicht bekam.“

„Das hätte auch gefehlt! Er sah immer aus, als wären ihm die Kleider an den Leib angeworfen worden, und jede Stunde leitete er damit ein, erst der ganzen Klasse einige allgemeine und dann mir einige spezielle Nasen zu erteilen. Der Himmel ließ den Professor an diesem Tage gnädig an mir vorübergehen, kurz darauf aber fiel ich ihm doch einmal in die Hände und mußte an seiner Seite den ganzen Saal durchwandern und seinen unausstehlich langweiligen Auslassungen andächtig folgen.“

„Das mag Ihnen schwer gefallen sein!“ sagte der Kapitän.

„Ja, das können Sie glauben,“ versicherte sie eifrig.

„Erlauben die Herrschaften, daß ich was singe?“ fragte hier der kleine Bucklige, welcher längst auf eine Sekunde Pause gewartet hatte.

„Wie, Sie singen? Los!“ rief Fräulein von Schütz lustig, und es erhob sich ein Gesang, wie er zu der wunderbaren Poesie des Ortes nicht grotesker hätte passen können.

„Das Schiff streicht durch die Wellen,
Fridolin!“

krächzte der kleine Mensch mit einem unbeschreiblichen Mienenspiel. Er schenkte den verstummten Zuhörern auch nicht einen Vers, während er behend wie ein Affe den Kahn in die einzelnen kleinen Buchten des Sees zwängte, durch eine Fülle von Seerosen hindurch, welche träumerisch über dem Wasser schwebten, umgeben von ihren mächtigen glatten grünen Blättern wie von einem abwehrenden Walle.

Edith beugte sich weit nieder, um eine dieser merkwürdigen Blumen zu brechen. In diesem Augenblicke flüsterte die leidenschaftsbewegte Stimme des Professors dicht neben ihrem Ohre:

„Edith, die Nelke! gib mir die Nelke! Du weißt, daß sie meine Lieblingsblume ist und hast sie deshalb angesteckt!“

Sie richtete sich auf, die Wasserrose in der linken Hand, nahm mit der rechten langsam die Nelke aus dem Gürtel und schleuderte sie schweigend weithin, mitten auf den See.

„Wie schade!“ riefen die Gegenüberstehenden, welche von der kleinen Scene nur den Schluß bemerkt hatten.

„Bah, es ist ja nur eine Nelke, und hier habe ich eine Wasserrose,“ meinte Edith leichtsin.

Der Fährmann, welcher gerade mit seinem „Fridolin“ zu Ende gekommen war, sah Edith erschrocken an.

„Aber die dürfen Sie nicht für sich behalten; wer Mummeln pflückt, muß sie verschenken, sonst bringen sie ihm den Tod!“ sprach er feierlich.

Edith, welche die Absicht gehabt, die Blume der Malerin zu geben, steckte sie nach diesen Worten mit einem lächelnden „So?“ in ihren Gürtel, just an die Stelle, den vorhin die Nelke eingenommen.

„Wunderlich, daß sich überall an die Seerose der Aberglaube gedrängt hat!“ rief Fräulein von Schütz unbefangen.

„Mir sagte ein Schiffer auf einem Tyroler See, daß, wenn ich eine Seerose brähe, ich niemals einen Mann bekommen würde.“

Alle lachten.

„Sie haben seitdem natürlich keine mehr berührt?“ fragte der Kapitän.

„Oh, sicher! Zum Beispiel!“ Sie pflückte eine Wasserrose, die sie dem Kapitän mit komischer Grandezza überreichte. „Ich bin nämlich ganz davon durchdrungen, daß ich niemals zur zweiten Auflage meiner Tante zusammenschrumpfen werde, mein Herr. Aber wenn Sie jemals den Namen meines zukünftigen vernehmen sollten, so wissen Sie, wen ich für den Dümmlsten auf dieser dummen Erde gehalten habe.“

8.

Wol erfunden, Flug erjonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.
Goethe.

Der Kahn hatte unterdessen alle Einschnitte des Sees durchfahren, auch den, an welchem Fräulein von Schütz' Tante angelnd saß — das junge Mädchen hatte sich währenddem hinter Marentia geduckt und lachend geflüstert: „Verathen Sie nichts, die Tante ist kurzfristig,“ nun kam er durch die Mitte zurück. Da lag noch die Nelke auf dem Wasserspiegel, zwei ihrer rothen Blättchen tauchten halb in die Fluth, aber der lange Kelch ruhte wagerecht auf der Fläche. Niemand im Boote hatte Acht auf die Blume; der Professor gab mit seinen Augen dem Fährmann einen Wink, hinan zu rudern und nahm sie unbemerkt auf. Erst als das Boot an das Land stieß, steckte er die Nelke hastig an seinen Rock und sprang an's Ufer, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein. Der Kapitän sprach eben mit dem kleinen Buckligen, erklärte demselben, wie er sich das Rudern durch eine mechanische Vorrichtung bedeutend erleichtern könne, und so mußte auch Edith die Hand des Professors ergreifen, um aus dem Rahne zu gelangen.

„Sie sind sehr gütig!“ sagte sie höflich, aber fast wäre ihr das letzte Wort in der Kehle geblieben, so erschrak sie, als ihr Blick auf die Blume traf. Der Professor lächelte; es war ein zärtliches Lächeln voll leuchtender Innigkeit und Leidenschaft, aber sie erwiderte es durch ein finsternes Stirnrunzeln. Es fröstelte sie und sie hüllte sich in den Shawl, welchen sie, bevor sie in das Boot gestiegen war, auf dem Inselfchen zurückgelassen.

„Ja ja, es war kühl auf dem Wasser,“ meinte die ewig harmlose kleine Schütz, indem sie mit unbeschreiblicher Berbe sich gleichfalls ihr Tuch überwarf.

„Was für ein verzärteltes junges Geschlecht!“ rief Marentia von einer Bank herüber, auf die sie sich indeß niedergelassen. „Wenn Fräulein Hass sich schon vor jedem Lüftchen hüten muß, so hat das seinen Grund in ihrer Kränklichkeit, aber Sie, kleiner Irwisch, Sie brauchten sich doch nicht so zu verzärteln.“

„Nun, wenn Sie meinen —!“ sprach Fräulein von Schütz, gehorsam wie ein Kind, und nahm den Shawl wieder ab mit einer Geste gleich Egmont, wenn er vor Clärchen den Mantel zurückschlägt und sagt: „Ich versprach Dir einmal, spanisch zu kommen.“

„In diesem Moment rief eine schrille Stimme über den See: „Franziska!“

„Ach Gott, die Tante! Nun heißt's, mit Frohsinn und Gelassenheit den Rückweg antreten. Behüte Sie der Himmel, oder das, was Sie darunter verstehen!“ Sie küßte die sitzende Malerin auf die Stirn und reichte Edith die Hand.

„Besuchen Sie uns, kleiner Schmetterling,“ sagte diese herzlich.

„Wenn Sie erlauben, schöne Lilie der blassen Mondnacht,“ erwiderte Fräulein von Schütz mit tiefer Verbeugung. Den Herren empfahl sie sich nur mit einem leichten Knix; dann schritt sie über die Brücke.

Plötzlich kam sie zurückgelaufen und rief: „Eigentlich

könnte mich doch der Fridolin übersetzen!“ und da der kleine Bucklige zufällig an der Thür des Restaurants stand, winkte sie ihm eilig, den Kahn zu lösen: „Fahren Sie mich über den Styx, moderner Charon!“ sagte sie.

„Wohin wünschen Sie?“ fragte der Fährmann verblüfft.

„Hinüber nach den düsteren Gefilden des Hades, allwo die ewige Qual der Verdammniß meiner harret. Sie verstehen nicht? Mann, Sie haben keine mythologische Ader in Ihrem Leibe. Ich wünsche mich dorthin, wo die alte Dame sich nach mir die Schwindsucht an den Hals schreit.“

Sie winkte noch einmal aus dem Rahne zu den Anderen hinüber, die ihr lachend nachsahen, und ließ sich langsam über den See rudern.

„Ein tolles, liebes Geschöpf!“ sagte Marentia. „Ich lernte sie vor drei Jahren kennen, als ich in der Kunstschule einen Coursus Vorträge über Perspective repetirte. Sie war der allgemeine Liebling, obgleich sie eigentlich jedem, wo sie nur konnte, einen kleinen Schabernak spielte.“

„Leben ihre Eltern noch?“ fragte Edith.

„Nein, sie wird von dieser unverheiratheten Tante er- oder vielmehr verzogen und soll einst deren großes Vermögen erben. — Das wäre eine Partie für Sie, Herr Kapitän.“

„Das habe ich mir eben selbst gesagt. Wollen sehen, was sich thun läßt. Schade, daß sie eine Malerin ist!“ meinte Noderich gemüthlich.

„Beruhigen Sie sich, sie malt nicht, denn eine so bedeutende Begabung sie auch dafür besitzt, so hat sie doch eine noch weit größere für den Müßiggang.“

„Das ist mir wirklich ein Trost!“ versicherte er erleichtert.

„Darf ich mir erlauben, zur Anerkennung Ihrer ungewöhnlichen Liebeshwürdigkeit den ganzen Nachmittag über, Ihnen diese Tasse Kaffee zu reichen?“

Sie nahm sie mit einem kurzen „Danke!“ aus seinen Händen.

„Hat denn niemand Augen für die Poesie unserer Umgebung?“ fragte hier Edith heiter. „Fräulein Malerin, bewundern Sie gefälligst die köstlichen Lichteffecte auf den Bäumen jenes Ufers, während hier schon alles im tiefsten Schatten liegt. Und wie schwarz und geheimnißvoll das Wasser ist! gar nicht, als ob ein blauer Himmel darüber lacht. Kennen Sie den Herthasee auf Rügen, Herr Professor?“

„Nur aus Bildern, gnädiges Fräulein.“

„Nun, die Reisebücher sind voll seines Lobes, und lieblich ist er wirklich. Aber man hatte mir so viel von seinem dunklen Wasser, dem mythischen Zauber, welcher über ihm schwebt, erzählt, daß ich ein wenig enttäuscht war, als ich einen klaren, glatten, sehr kleinen See erblickte, in dem sich der blaue Himmel fröhlich spiegelte und dem meiner profanen Ansicht nach nur Schwäne fehlten, um ihn zu einem eleganten Parkteich umzugestalten. Vielleicht ist der mythologische Zauber geschwunden, seitdem der Fürst von Putbus die großen Eichen, welche, wie hier, bis dicht an das Wasser heran gestanden haben sollen, fällen ließ. . . genug, ich könnte mir, eher als dort, die Göttin hier in den Jordansee steigend denken, um den irdischen Staub, der bei ihrem Umzuge durch die Insel auf den unsterblichen Leib gefallen ist, abzuspülen; alsdann flöße das Blut der beschäftigten gewesen Sklaven in das dunkle Wasser und ihre Seelen, gekütert durch den heiligen Dienst an der Göttin, stiegen als lichte Seelilien an die Oberfläche —“

„Um den schönsten Tod zu sterben,“ vollendete der Professor mit einem glühenden Blick nach der Wasserrose in Edith's Gürtel.

„Ja, denn das Verblühen einer Blume ist gewiß der poetischste und rührendste Tod,“ sagte Edith ruhig.

Die Malerin hatte währenddem ihr Skizzenbuch hervorgezogen und zwischen jedem Schluck ihres Kaffees ein paar kräftige Kreidestriche auf das Papier gebracht. Bald erkannte man die Baumgruppen jenseits des dunklen Wasserspiegels, im Vordergrund ein Stück des Inselfens und die Brücke.

„So, nun wollen wir dem Ganzen die Stimmung geben, die das gezeichnete und gemalte Bild von der Photographie unterscheidet; ich werde ein Herthaopfer als Staffage nehmen.“ Aber lustige Stimmen, welche vom Wege herüber schallten, ließen sie innehalten. „Fremde! Nun ist die mythologische Anwendung dahin,“ sagte sie bedauernd und klappte das Buch zu.

„Fremde? Sauve qui peut!“ rief Edith erschreckt. „Ich denke, wir thun am besten, nach Hause zu fahren.“

So brach denn die kleine Gesellschaft auf, bestieg den Wagen und kehrte nach Misdroy zurück.

Untenwegs überholten sie Fräulein von Schütz mit ihrer Tante. Das junge Mädchen war wie zufällig ein paar Schritte hinter ihrer Begleiterin zurückgeblieben, hatte den Finger auf den Mund gelegt und den Inassen des Gefährts so bedeutet, sie zu ignoriren. Lächelnd kam man ihrem Verlangen nach, obgleich man sich den Grund dieses Benehmens nicht erklären konnte.

„Sicher bloßer Uebermuth,“ sagte Fräulein Schmidt überzeugt, „aber da sie jedenfalls morgen Vormittag zu mir kommt, so werde ich sie befragen.“ Und sie that dies, als am nächsten Tage die zierliche Gestalt ihrer „Collegin“ kaum über ihre Schwelle geschritten war.

„Staatsgeheimnisse, Theuere! Ich muß mich in der Kunst der Verstellung üben,“ antwortete Fräulein von Schütz, indem sie sich quer auf einen Stuhl setzte und der Malerin ins Gesicht lachte.

„Sie haben wol einen Streich gegen die Tante vor?“

„Allerdings, sprach Fındlay, aber lassen Sie's gut sein, es ist nichts Schlimmes. Was malen Sie denn jetzt?“

Marentia führte sie vor die Staffelei. Daran lehnte ein fast vollendetes mittelgroßes Gemälde eigenthümlich phantastischer Art: eine junge Here mit köstlich schlanken weißen Gliedern und langem, wie ein Mantel sie umflatternden Rothhaar, mit weit ausgespannten Flügeln auf einer Wolke über das Meer schwebend. Der Himmel glühte von der untergehenden Sonne in satten goldrothen Farben, die sich in dem sanft bewegten Wasser widerspiegelten und die Ränder der Wolke mit einem durchsichtig bunten Rande umsäumten. Um den einen Arm der fliegenden Gestalt ringelte sich eine schillernde Ratter, der andere lag über dem eigenthümlich schönen Haupte, als würden die sinnverwirrenden Augen von der Lichtfluth geblendet.

Raum hatte Fräulein von Schütz einen Blick auf das Gemälde geworfen, als sie laut auflachte.

„Famos! nun werden wir Concurrentinnen! Sie sind ja mit diesem Bilde in meinen eigensten, sehr speciellen Schaffenskreis gedrungen.“

„Malen Sie denn überhaupt?“ fragte Marentia überrascht.

„Nun natürlich, das ist ja eben das große Geheimniß! Die Tante erwischte nämlich vor etwa zwei Jahren eins meiner Skizzenbücher mit anatomischen Vorstudien zu dergleichen Bildern. Da war Holland in Noth! Demosthenes kann nicht ärger gegen Philipp von Macedonien gedonnert haben, als die Tante gegen die moralische Verderbtheit meiner Wenigkeit, die eine auf den Hirsch lauende Diana nicht im Schleppfleide mit höchstens viereckigem Ausschnitt und Halbärmeln malte! Das Ende vom Liede war, daß sie mir jeden Umgang mit Malern und Malerinnen streng untersagte und mich die Gemäldeausstellung nur in ihrer sittlichen Begleitung besuchen läßt. Deshalb durfte die Tante mich gestern auch nicht in Ihrer Gesellschaft sehen, ja nur den Gruß vom Wagen bemerken. Jetzt vermuthet sie mich im Bade; aber ich habe einen Horror vor dem kalten Wasser und möchte Sie ersuchen, mir zu erlauben, daß ich jeden Tag um diese Stunde Ihr liebes Künstlerzimmer unsicher machen darf.“

„Von Herzen gern, Sie heillose kleine Hinterlist!“ rief Marentia lachend. „Sie können sogar meine Modelle mit mir um die Wette malen, dort steht eine zweite Staffelei.“

„O Sie Engel!“ und die lebhaft kleine Dame fiel der Malerin um den Hals.

„Erdrücken Sie mich nicht!“ wehrte diese lachend ab. „Sehen Sie sich lieber und erzählen Sie mir noch etwas von Ihren Studien.“

„Davon ist weiter nichts zu sagen. Ich male eben dieses lustige, berückend schöne Göttergesindel in allen möglichen Stellungen und Beleuchtungen und könnte mich todtlachen, wenn mich in der Gallerie die Tante an meinen eigenen Bildern, die unter anderem Namen dort hängen, eilig vorüberzieht.“

„Was tausend, die Bilder werden ausgestellt? Ei, so gratulire ich zu Ihren künstlerischen Fortschritten! Sehen Sie, der alte Professor hat recht gut gewußt, warum er nur immer gerade Sie mit seinen ‚speciellen Nasen‘ bedachte.“

„Freilich, aber er konnte eine lebenswürdigere Form der Ausbildung finden. A propos, haben Sie Makart's ‚Fünff Sinne‘ gesehen?“

„Leider nein.“

„Ewig schade! Sie hätten Studien daran gemacht. Vier dieser ‚Sinne‘ sind etwas angelebte Damen, nur die fünfte hat junges rosiges Fett. Sie sind brillant gemalt, aber an alle fünf kein halber Meter Stoff verschwendet.“

„Und die Tante ließ Sie —“

„Wo denken Sie hin! Ich schwänzte die Klavierstunde. Die dumme Müller — wissen Sie, Dummheit ist eine gute Gabe Gottes, aber man muß sie nicht mißbrauchen, und die thut es! — stellte sich unter meinen Schutz, weil es ihr zu genirlich war, allein hinzugehen; so diente ich diesem Bileamskunstgemüthe als befehlender Esel.“

„War Ihnen der Anblick des Bildes nicht peinlich?“

„Nicht die Spur! Naive griechische, ich möchte sagen: reine Nacktheit kann mich entzücken. Dagegen sehe ich mir die Bilder einer gewissen Richtung der französischen Schule, wo durch Rücken und Schieben der Gewandung eine niedrig sinnliche Wirkung erzielt werden soll, nur mit Ekel oder gar nicht an.“

„Das freut mich!“ rief Edith's Stimme aus dem Garten, zugleich flog eine Rose durch das offene Fenster. „Kommen Sie doch ein wenig heraus, kleiner Schmetterling.“

(Fortsetzung folgt.)

Beitvertreib.

(S. Illustration.)

Mit dem Korb voll zarter Wolle,
Süße Gluth im Herzen fühlend,
Stand des Hauses anmuthvolle
Tochter, mit dem Käzchen spielend.
Der Gefährtin müßiger Stunden
Warf sie tänzelnd zu den runden
Knäuel, auf den das Garn gewunden,
Und aufleuzend sprach sie so:

„Glücklich bist Du, zu beneiden,
Käzchen, gern gesehn von allen!
Bist die Frei're von uns beiden,
Nicht gebannt in diese Hallen.
Fürchtend nicht der Mutter Zanken,
Nicht gehemmt durch enge Schranken —
Sol den Göttern mußt Du's danken —
Wirst Du Deines Lebens froh.“

Draußen kennst Du alle Steige,
Jeden darfst Du frei betreten,
Holst den Vogel Dir vom Zweige,
Tummelst Dich auf blüh'nden Beeten.
Aber ich — im Hause brinnen
Muß ich sitzen, muß ich spinnen!
Andres wol möcht' ich beginnen,
Wenn ich nur den Ausweg wüß'!

Heimlich nur darf ich ihn schauen,
Dem all' meine Pulse schlagen.
Dir wol kann ich es vertrauen —
Keinem wirft Du's wiederjagen,
Wirst verrathen es an Keinen,
Daß ich Einen liebe, Einen,
Dem mein Seufzen gilt, mein Weinen,
Und er hat mich jüngst geküßt!

Hast Du draußen ihn gesehen?
Hast Du seinen Schritt vernommen?
Ach, vergebens ist mein Spähen,
Und ich weiß, er wird nicht kommen.
Ach, was niht es, daß ich frage,
Nichts ja gilt Dir meine Klage,
Daß im Herzen ich verzage,
Daß ich voller Sehnsucht bin.“

Während, mit dem Käzchen spielend,
Also sprach die Keizgeschmückte,
Süße Gluth im Herzen fühlend,
Rahte schon sich der Beglückte.
Unbemerkt kam er gegangen,
Um sie plötzlich zu umfangen,
Um zu küssen Mund und Wangen
Der geliebten Tändlerin.

J. Trojan.

N e m i.

Erzählung von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

VI.

Fünf Jahre waren seit jenem Tage verflossen. Der große Messagerie-Dampfer steuerte eines Mittags wieder seinen regelmässigen Cours auf Alexandria und warf seine Anker inmitten der Flotille von Rakts, aus denen dienstbereite Araber und Commissionäre in allen lebenden Sprachen den am Bord des Schiffes befindlichen Passagieren entgegen schrieen, um beim Niederlassen der Treppe das Fahrzeug zu erklären.

Es war Herbst, die Zeit, um welche die heilungs- oder zerstreungsbedürftigen Touristen in Schaaren das gelobte Land gegen frange Lungen aufsuchten.

Die ägyptische Sonne brannte auf das Verdeck, auf die Schädle der ermüdeten Passagiere, und Boot nach Boot stieß von der Schiffstreppe ab, um diese ihrer Bestimmung zuzuführen.

Einer der Letzten, die das Schiff verließen, war ein hochgewachsener junger Mann mit schwarzem glänzendem Vollbart, krausem, kurz gehaltenem Haar, sein geschnittenem edlem Antlitz und dunklen Augen, die, während er sich im Boot dem Ufer näherte, halb verlangend, halb gelangweilt über die Schiffe und die Häuser der Uferstraße hinschweifend, nichts Ungewohntes zu suchen und zu finden schienen.

Einige energisch gebietende Worte in arabischer Sprache schreckten das Rudel von Lastträgern zurück, die sich am Lande des Bootes und des Gepäcks zu bemächtigen suchten. Ein europäischer Diener führte mit einer Gerte einen Schlag auf den letzten der Landpiraten, und durch ein Spalier von wilden abenteuerlichen Kerlen, in ebenso abenteuerlichen zerlumpten Costümen, schritt der Fremde, den Filzhut über die Stirn gedrückt, in stolzer Haltung, verachtend umherschauend, von seinem Diener mit dem Gepäck gefolgt, an den Zudringlichen vorüber.

Fast am Ende der lebendigen, sich zankenden und schreienden Gasse wagte es ein in armseliger Kleidung stekendes Weib, mit gelben, von Krankheit und Elend welken Zügen und halb erloschenen Augen auf ihn zuzutreten, trotz seiner abweisenden Haltung, um ein Almosen flehend, die abgemagerte Hand ihm entgegenzustrecken und in französischer Sprache ihn anzureden.

Aber das Wort erstarb ihr auf der Zunge, sie schreckte zurück, starrte den Fremden an, trat dann wieder vor ihn, der eben gleichgiltig vorüber wollte, und die Hand auf seinen Arm legend, flüsterte sie fast zischend: „Andreas, Du! Erkennst Du die Schwester nicht?“

Raum ein Zucken der Gesichtsmuskeln verrieth den Eindruck in dem Antlitz des Mannes, kaum ein Blick streifte über die leidenden Züge des unglücklichen Weibes.

„Hotel d'Europe!“ sprach er kaum vernehmbar vor sich hin, schritt weiter und warf sich in einen der ihm zudringlich vor die Füße fahrenden Fiaker.

Adrianos war's. Müde von langer Wanderung, kehrte er zurück; wol älter, aber männlicher, bewußter in seiner Haltung, die Ausbeute heimtragend, die er in unstatem Umherirren eingehemst.

Als junger Glückspilz in den Augen der Welt war er ausgezogen, als grand seigneur, mit dem Stempel des Weltmanns in seinem ganzen äußeren Wesen kehrte er zurück, und Diejenige, die ihm den Willkommensgruß brachte, als er den Fuß auf's Land gesetzt, war seine Schwester... ein Bettelweib, das ihn um Almosen ansuchte, wie sie vielleicht seit lange schon Andre beschäftigt.

Das war keine Glücksbotin — sie war's am wenigsten! Er kannte der Schwester selbstfüchtiges Wesen; ihr Blick, eine Anklage, der ihm aus ihrem Auge begegnet, hatte in ihm die Harmonie eines wehmüthigen geistigen Zurücklebens gestört, mit der er vom Schiff aus auf das alte sagenreiche Gestade geblickt. Er hatte die Sehnsucht gestillt, die ihn schon als Knaben vom Piräus aus stundenlang über's Meer nach der jenseitigen Küste hatte ausschauen lassen, wohin alle die stolzen Schiffe zogen und wo er Alles vermuthete, was dem Verlangen der armen Waise begehrenswerth und doch so unerreichbar erschienen.

Er hatte Alles gesehen, was dem Knaben damals ein Märchenraum erschien; er hatte seitdem zwei Welten kennen gelernt, die des Morgenlandes unter Mißhandlungen und Qualen, als er Hilfe bei dem fernem Dheim gesucht, und die des Abendlandes, die seiner freigebigen Hand so bereitwillig Alles zu Füßen gelegt, in der Alles für ihn feil gewesen, zu feil, als daß es von Werth sein konnte.

Aber der Genuß war ihm so schnell zur Gewohnheit geworden, daß er keine Empfindung mehr in ihm anregte; er war ihm ein Tagewerk geworden, das die Nerven erschlaffte und oft hätte er jenen armen Knaben beneiden mögen um das Hochgefühl, mit dem dieser am Strande sitzend die Küste des Meeres trank, die ihm Botschaft sagten von den Märchen des Abendlandes, — die er nun ausgekostet.

Adrianos, Europamüde, wollte sich wieder in die Sonne seiner Heimath tauchen, den blauen Himmel der heimischen Gestade wiedersehen.

Der Becher des Reichen kehrt öfter zur Lippe wieder als diese ihn begehrt. Der Uebergenuß erzeugt Rausch, der nicht erheitert. Adrianos fühlte sich während der letzten Zeit an eine Schuld gemahnt, die er hinter sich gelassen. Er wollte nach dem Kinde fragen. Das blonde Mädchen mußte herangewachsen sein. Er wollte es sehen, ohne selbst gesehen zu werden, und beim ersten Schritt auf das Ufer trat ihm schon die Unglücksbotin entgegen.

Was war geschehen? Er hatte die Schwester vor jeder Noth geschützt und sie flehte um Almosen.

Er betrat das Hotel am Platz; man wies dem vornehmen Herrn die schönsten Salons an. Verstimmt gab er dem Diener den Befehl, die Bettlerin einzulassen, wenn sie kommen sollte.

Niemand kam. Er nahm einen Fiaker, um zum giardino publico hinaus zu fahren.

Unten vor der Thür des Hotels trat dieselbe Bettlerin an ihn heran.

„Andreas, man verweigerte mir den Eintritt in das Haus. Gabst Du den Befehl?“ fragte sie fast drohend mit entrüstet leuchtendem Auge.

„Mein Diener hatte Ordre, Dich einzulassen!“ Er gab seinem am Wagenschlag stehenden Domestiken einen Wink, sich zu entfernen. „In einer Stunde bin ich zurück; ich selbst wünsche Dich zu sprechen,“ flüsterte er ihr zu. Die Bettlerin trat zurück, setzte sich geduldig auf den Rand des Brunnens in der Mitte des Platzes und schaute ihm nach.

Im öffentlichen Garten fand Adrianos die elegante Welt der Stadt um das Musikzelt und in den Gängen. Er schaute zum ersten Mal wieder zu der Majestät seiner heimischen Palmen auf, vernahm um sich heimische Laute und blickte in die dunklen Augen der an ihm vorüber wandelnden Alexandrinerinnen.

Die Sonne ging unter, vom Meer strich die frische Brise herüber und flüsterte in den Bosquets der Zweigpalmen, in dem schüchternen Laub der Tamarinden. Die Musik spielt europäische Weisen.

Er verscheuchte die Gedanken an die unheimliche Erscheinung der Schwester. Zum ersten Mal empfand er wieder das Behagen durch nichts bedrohter Ruhe, jenes wollüstige Phlegma, das des Orients Sonne durch die Glieder, durch die Seele strömt.

Kein Vogel sang freilich über ihm, keine der Wunderblumen, die ihre Kelche ihm entgegenstreckten, sandte ihm ihren Duft; die zum Himmel strebende Palme gab dem Träumenden keinen Schatten; die hohe Nil-Akazie zerstreute ihre Zweige im Aether und die Tamarinde fürchtete sich, den Sterblichen im Lichte zu stehen. Aber dieses sonnige Traumleben, dem er hier sich wieder hingeben durfte ohne das geschäftliche Jagen und Treiben des Abendlandes, ohne Sorge, ohne Mißton in sich und um ihn her, hatte wunderbaren Reiz; es war Wohnsamen für die Seele, der ihr Weh zur Ruhe lullte.

Der Abend sank schneller herab, tiefer blaute der Himmel, selbst der Falken Geschrei in den hohen Sykomoren verstummte; die Gesellschaft verlor sich in der Richtung zur Stadt. Es hatte nicht an ihm bekannten Persönlichkeiten gefehlt; er war ihnen ausgewichen und durch die Straßen der Stadt schlendernd erreichte er sein Hotel wieder.

Ein Schatten trat zu ihm vor dem Portal.

„Du, Cassia! . . . Ich erwarte Dich oben!“

Seine Stimmung war wieder gestört, der Schwester bettelhaftes Aeußere mahnte ihn an die vergessene Zeit seines eigenen Glends.

„Nimm dort Platz und verzeih, daß ich Dich warten ließ. Ich bedurfte der Erholung!“ Damit wies er der schüchtern Eintretenden einen Sessel an und setzte sich ihr gegenüber. „Wie kommst Du in . . . diesen Zustand?“ fragte er, auf ihre Kleidung deutend.

Der Schwester tief zurückgesunkene, krankhaft umrahmte Augen ruhten furchtsam, aber mit schwerem Vorwurf, anklagend auf ihm.

„Du fragst!“ rief sie zitternd vor Erregung aus, während ihre Hände im Schoß am Kleide zupften. „Du ließeßt mich im Stich. Seit vier Jahren erhielt ich nichts mehr von Dir.“

„Seit vier Jahren?“ Adrianos richtete sich heftig auf. Er mißtraute der Wahrheitsliebe der Schwester.

„Als ich damals zu Postofulos kam, um mein Geld zu erheben, war sein Comptoir geschlossen. Man sagte mir, er sei bankerott und flüchtig.“

„Postofulos!“ Adrianos sprang auf und maß das Zimmer. „Postofulos!“ wiederholte er heftiger.

„Ich hörte nichts von Dir; ich wußte nicht, wo ein Brief Dich finde sollte.“

„Und das Kind?“ Adrianos stand vor ihr, zitternd mit wachsender Angst.

Sie schwieg, vor sich niederblickend.

„Wo ist das Kind?“ wiederholte er.

Cassia's stelettartige Hände falteten sich im Schoß.

„Nemi war ein eigenthümliches Geschöpf. Sie fügte sich wol und war gehorsam, als sie von ihrer Schlassucht genesen war, aber ich vermochte sie nicht zu hindern, daß sie fast täglich am Ufer ganze Stunden verbrachte und wenn Schiffe kamen oder abgingen, die Reisenden musterte.“

„Und wo ist sie?“ rief Adrianos.

Die Schwester schüttelte resignirt den Kopf. „Ich weiß es nicht! Als das Glend über uns gekommen und ich nicht mehr wußte, womit mich und sie ernähren, als man uns endlich auch aus unsrer Wohnung fortwies, war sie plötzlich verschwunden.“

Adrianos stampfte mit dem Fuß. „Und Du hast keine Ahnung . . .?“

Wieder dasselbe stumpfsinnige Kopfschütteln.

„Ich durfte mich nicht an die Behörde wenden, denn ich hätte ja nicht nachweisen können, daß sie mein Kind . . . oder das Deinige,“ setzte sie betonend hinzu.

„Du ließeßt sie ohne Aufsicht?“

„Ich ging aus, um zu unsrer Ernährung Almosen zu suchen; hatt' ich sie mit mir genommen, man hätte mich gefragt, wer das sonderbare Kind mit den sonnigen Haaren sei.“

„Und Du hörtest nichts mehr von ihr — Niemand hat Dir sagen können . . .?“

„Ich vermuthete nur, daß sie sich auf einem der nach Europa steuernden Schiffe versteckt hatte, oder daß sie . . . Jemanden (sie betonte das Wort, hämisch zu ihm anschauend) gefunden, der sie mit sich über's Meer genommen.“

Adrianos Hände ballten sich. Vor ihr stehend, forschte er in dem vom Glend gezeichneten Antlitz des Weibes.

„Sprichst Du die Wahrheit?“ rief er, die Hand auf ihre Schulter legend . . . „Die Wahrheit fordere ich!“

Cassia blickte unerschüttert vor sich nieder; erst als sie seine Hand so fest und gewaltsam auf ihrer Schulter fühlte, hob sie das Antlitz. „Ist es nicht wahr, daß Postofulos bankerott? So frage doch! Jeder wird's Dir bestätigen!“

„Ich frage nach dem Kinde! Wo ist es? Ich übergab es Deiner Obhut; ich verließ mich blind auf Dich!“

„Blind . . . ja!“ Cassia nickte factisch vor sich hin. „Hätte ich wissen dürfen, wer sie sei, ich hätte sie besser hüten können! Das Mädchen versprach, groß und kräftig zu werden, es begann, über sich zu denken . . .“

„Ich fragte Dich, ob Du die Wahrheit gesprochen, unterbrach er sie heftig. „Weißt Du, wohin das Kind gekommen?“

Cassia schüttelte das Haupt. „Wißt' ich's, warum

solll' ich es verschweigen? . . . Das Kind war nicht an Armut und Entbehrung gewöhnt wie ich. Als ich an jenem Tage mit leerer Hand heimkehrte, konnt' ich ihr nichts sagen, als daß der Mann, der bisher für sie gesorgt, in der Ferne gestorben sein müsse, ohne ihrer zu gedenken. Das Kind zog die Flucht dem Hunger vor. . . Aber Du bist trotzdem reich geblieben, Andreas?“ fragte sie, den Ton wechselnd. „Ich habe gar nicht von Dir zu wissen verlangt, ob Du mir die Wahrheit gesagt! Ich that als Deine Schwester, was Du begehrest; ich bewahrte das Kind vor fremder Neugier, und die hat sich viel um das schöne blonde Engelschen gekümmert; ich hütete es vor dem Ungang mit den Kindern ihrer Landsleute, denen es sich so gern angeschlossen hätte, aber wie kann ich wissen, was Nemi ohne mein Wissen gethan? Sie war ein sonderbares Kind; was ich auch that, um sie mir anhänglich zu machen, sie ging immer mit heimlichen Gedanken um und einmal hätte sie sich sogar bei Ramleh ins Meer gestürzt, wenn ich sie nicht rechtzeitig ergriffen hätte. . . Wer kann wissen, ob sie es nicht dennoch gethan, als ich ihr sagte, mir bleibe nichts übrig, als betteln zu gehen für sie und für mich. Sie mochte empfinden, daß sie mir eine Last werde.“

Adrianos hatte ihr schweigend zugehört. Er glaubte, Widerspruch in ihren Worten zu finden und fixirte sie scharf.

„Cassia,“ rief er drohend, „ich fürchte das Schlimmste! Kannst Du mir schwören bei der Seligkeit unsres unglücklichen Vaters . . .?“

Sie unterbrach ihn mit boshaftem Lachen. „Hatt' ich die Verpflichtung, mir von Dir ein Kind fremder Leute aufbürden zu lassen und, von Dir im Stich gelassen, ohne Existenzmittel für mich selber, auch noch für dies zu sorgen? Ich bin ein armes, unglückliches, vom Schicksal ohne eigne Schuld verfolgtes Weib,“ rief sie plötzlich, in lautes Schluchzen ausbrechend und das Antlitz verhüllend. „Ich that bereitwillig, was Du von mir begehrest, und das ist mein Lohn jetzt dafür! . . . O, ich wollt', ich wäre selber längst ins Meer gesprungen, denn dieses erniedrigende Dasein ist mir unerträglich — ich will es nicht mehr ertragen, wenn es denn doch keine gerechte Vorsehung mehr über uns gibt! Nur die Hoffnung, Dich wiederzusehen, von Dir, der Du so reich geworden, aus diesem Jammer erlöst zu werden, hielt mich noch aufrecht! Mag's denn jetzt ein Ende haben — ich will nicht mehr leben!“

Sie zerriß mit beiden Händen den mürrchen Schleier, der ihr Haar bedeckte, sie zerschlug sich die Brust, ihre Zähne schlugen auf einander, wie eine Furie stürzte sie zur Thür.

Adrianos vertrat ihr den Weg; er erfaßte ihre Hand, sie gewaltsam zurückführend.

„Du bist wahnsinnig!“ knirschte er, sie durch einen heftigen Druck zur Ruhe beschwörend. „Sagte ich Dir, daß Du verlassen seiest? Ich bin bereit, Deine Mühe reichlich zu belohnen, Deine Existenz auch ferner zu sichern, aber gestehe, was Du von dem Verbleiben des Mädchens weißt! Hilf sie suchen, ich gebe Dir, was Du begehrest . . . Alles! Und ist sie nicht mehr am Leben, sei aufrichtig, sag' mir die Wahrheit!“

Adrianos hielt noch immer das knochige, magere Handgelenk der Schwester umspannt; er starrte ihr ins Antlitz, sah, wie sie das Auge versteckte, wie sie sann, ein offnes Bekenntniß vermeidend.

„Sprich Du selber die Wahrheit! Ich . . . sagte sie Dir!“ murmelte sie vor sich hin, immer das Antlitz abgewendet. „Man erzählte mir, Du seiest in Gondokoro gewesen; wo stahlst Du das Kind?“

Adrianos erzitterte vor Entrüstung.

„Es haßte Dich und mich! Dich, weil Du es geraubt, mich, weil ich Deine Hehlerin war! Es sann immer heimlich auf Flucht; ich ließ es gewähren, denn auch ich haßte es endlich. Oder gab man Dir Geld, viel Geld, um das Kind zu verstecken?“

Cassia's Auge begegnete den seinigen herausfordernd, trotzig. Er ließ ihre Hand fahren und wendete sich mit Verachtung von ihr.

„Ich bereue nur Eins: Dir dieses Kind anvertraut zu haben; ich wußte nicht, wem ich es übergab . . . Nimm! Wir sind quitt!“ Adrianos warf der Schwester seine Börse vor die Füße.

„Du verstehst vortrefflich, den großen Herrn zu spielen!“ Sie beugte sich und hob das Geld vom Boden auf. „Ich habe für vier Jahre von Dir zu fordern.“ Sie wog das Geld in der Hand. „Ist dies Alles!“

„Thatest Du Deine Pflicht?“ Adrianos stand, ihr den Rücken wendend, am Fenster.

„Wenn ich sie thäte, so ginge ich zum Consulat und klagte Dich des Kinderraubs, vielleicht noch etwas Schlimmeren an.“

Adrianos zuckte verächtlich die Achsel.

„Alle kannten sie hier das Mädchen; die Engländer fragten oft nach seiner Familie. Ich habe Dir zu Liebe viel Unwahres sprechen müssen. Ich kann es widerrufen.“

Adrianos schwieg.

„Deine Schwester, die Tochter des Andreas Palati,

wird wieder betteln müssen, wenn dies verzehrt ist. Aber ich werde vielleicht Andre finden, die meine Dienste besser bezahlen . . . Leb wol, Andreas!“

Mit spöttischem Lächeln schritt sie zur Thür.

„Cassia!“ schallte es ihr heftig nach. Adrianos trat in die Thür. Er sah sie den Corridor hinabheilen und verschwinden.

„Ich war ein Narr, mich auf dieses Weib zu verlassen!“ Adrianos kehrte in das halbdunkle Zimmer zurück. „Was sie mir gesagt, war Lug und Trug, aber ich zittre bei der Vorstellung, wessen sie fähig gewesen in ihrer Habsucht, in der Furcht vor dem Glend. Ich will sie noch einmal auffuchen, ihr ins Herz reden! — Aber Nemi! Warum gab sie mir kein Zeichen? Oder that sie es vergeblich durch Postofulos, der sie und mich betrog?“

Adrianos verweilte eine Woche lang in Alexandria. Er durchstreifte alle Straßen, gab allen Commissionären den Auftrag, Cassia zu suchen. Man kannte das noch junge Weib mit dem gelben, kranken Gesicht und dem schwarzen Florfuch über dem Kopf; man wußte, wo sie bisher die Fremden anzusprechen gewohnt, aber Niemand entdeckte sie. Adrianos forschte auch insgeheim nach dem verschwundenen Kinde; man erinnerte sich desselben, aber es waren Jahre verstrichen und Niemand hatte ein Interesse gehabt, das Mädchen zu vermissen.

In derselben Verstimmung, in der er das Land betreten, erreichte er müthlos Kairo wieder. Eine einzige, schwache Hoffnung geleitete ihn dahin. Man hatte in Alexandria auf dem Platz und im öffentlichen Garten das Töchterchen des Herrn von B., eines diplomatischen Agenten aus Kairo, zuweilen mit dem blonden, von Cassia Palati begleiteten Mädchen spielen gesehen, als dieser in Berufsgeheimnissen einige Monate in Alexandria verweilt, und das mußte kurz vor dem Verschwinden Nemi's gewesen sein, wenn das Gedächtniß den Gewährsmann Adrianos' nicht täuschte.

Er war früher oft im Hause des Herrn von B. gewesen, war sogar in seiner Stellung als Adjutant und als Liebhaber der Damen dort mit Vorzug empfangen worden. Vielleicht fand er Auskunft in dieser Familie.

VII.

Zum Erstaunen seiner alten Freunde war Adrianos' damals Alle überraschende glänzende Situation keine Coullisse gewesen. Man sah ihn bei seiner jetzigen Rückkehr, von einem europäischen Diener begleitet, im ersten Hotel an der Esbektieh absteigen und die elegantesten Räume beziehen. Die Nachricht von seinem Wiedererscheinen lief durch die ganze Colonie und die geheimnißvolle Quelle eines Reichthums, der ihm gestattet, fünf Jahre als grand seigneur Europa zu bereisen, ward wieder der Gegenstand allgemeinen Kopfzerbrechens.

Adrianos erschien Allen ernster, bewußter; in seinem sonst so heiteren, leichtfertigen Wesen lag jetzt ein aristokratischer Applomb, eine vornehme Zurückhaltung. Er überraschte die Damen durch ein sinniges, zum Nachdenken geneigtes Benehmen, das den früheren Adrianos mit seinen die Sorgen um seine Schulden verlachenden Augen gänzlich verleugnete.

Und Adrianos hatte in der That Veranlassung zum Nachdenken gefunden. Schon am ersten Abend, als er im Hotel, das Diner erwartend, absichtslos nach einer indischen Zeitung griff und zerstreut den Blick auf die langen Spalten hingeleiten ließ, fiel ihm ein mit großen Buchstaben gedruckter, mit „Ralph Gordon-Sullivan“ unterzeichneter Aufruf ins Auge. Dieser Gordon suchte von Madras aus die Tochter des vor mehr als fünf Jahren verschollenen Mr. William Gordon-Sullivan und bot eine große Belohnung Demjenigen, der über ihr Schicksal zuverlässige Nachricht geben könne.

Es gab also außer ihn noch Einen, der sich um das Verbleiben des Mädchens kümmerte und der auch seinerseits vielleicht alle Hebel in Bewegung setzte, um die Verschwundene zu finden.

Gordon-Sullivan! Klang es Adrianos seitdem in den Ohren. Wer war dieser Ralph? Aus den wenigen Papieren, die der Sterbende in Dschedda hinterlassen, war nichts auf die Familie Bezügliches hervorgegangen; sie hatten nur kaufmännische Calcule und Handelscorrespondenzen von Personen im tiefsten Indien enthalten. Wer war Ralph Gordon-Sullivan und zu welchem Zweck suchte er die Tochter des Verschollenen? Er, Adrianos, war am wenigsten im Stande, ihm Kunde zu geben, aber Ralph Gordon mahnte ihn an Das, was er durch sein sorgloses Vertrauen in die Schwester an dem Schicksal des Mädchens verschuldet.

Sein erster Besuch galt Herrn von B. und dessen Tochter, der, damals, als er die Stadt verlassen, erst vierzehnjährigen schwarzäugigen Lucile, die als Backfisch den jungen Offizier in seiner Adjutanten-Uniform mit dem rothen ischafschaflichen Tarbusch und dem geschnürten Waffenrock so gern gesehen, wenn er im Garten mit ihr und ihren Gespielinnen Croquet gespielt.

Als Adrianos vorfuhr, den Wagen verließ und, im



Zeitvertreib. Von Emil Teschendorff.

Hause bekannt, den Weg durch den Garten nahm, gewahrte er in einer der von schüchternem Bambuslaub und überragenden großen Zwergpalmblättern gebildeten Laube das helle Gewand eines Mädchens. Er sah ein paar zierliche Füßchen, ein paar halbnackte rosige Arme und jetzt auch die graziösen Contouren Lucile's, die, keinen Fremden um diese Zeit erwartend, sich leise in der hinter der Laube ausgespannten Hängematte schaukelte und träumerisch die dunklen, mandelförmigen Augen geschlossen hatte.

Es war ein reizendes Orient-Idyll, das sich den Blicken des jungen Mannes bot. Die Mittagsgluth war vorüber, die Sonne stand bereits im Westen und überglänzte die

saftigen Blätter der Magnolienbäume, daß sie wie die Goldplatten auf dem Dache eines Feenpalastes leuchteten. Die Drangen, sich vom Sonnenbrande erholend, durchathmeten den Garten mit ihrem Duft, die sich färbenden Mandarinen drückten die Zweige der Drangenbäume zu Boden, Heliotropen und Rosen blühten in buntem Kranze auf den Rabatten und majestätisch hob sich eine Palmengruppe um den von Lianen überrankten Pavillon.

Die in der Hängematte schlummernde Elfe bewundernd, stand Adrianos unschlüssig. Noch unbemerkt, wagte er nicht, das Mädchen durch das Geräusch seines Fußes auf dem Kies zu wecken. Das dünne weiße Hausgewand, die achtlose Lage,

in der sie sich der Ruhe überlassen, bewies, daß sie keine Störung gefürchtet; die kaum merkbare Bewegung der Hängematte folgte nur der ihres unruhigen Blutes.

Ueberrascht vernahm er ganz in seiner Nähe einige unverständliche Laute. Er erblickte ein altes nubisches Weib mit grauem Flaum im Gesicht und aschfarbigem krausem Haar, das zusammengekauert vor der Laube hockte und wie eine Schildwache die Herrin vor Gefahr warnte.

Fast gleichzeitig sah er auch die Matte sich stärker bewegen, sah den rosigen Arm, der sich zu einem überhängenden Jasminzweig ausstreckte, und — Lucile, halb aufgerichtet, blickte ihn erstaunt mit vom andringenden Blut warm ge-

färbten Gesicht entgegen; ohne Zürnen, denn sie erkannte den einst so gern gesehenen Freund des Hauses; ohne Verlegenheit, denn er hatte sie als Kind oft in derselben Matte geschaukelt.

„Willkommen daheim, Adrianos-Bey!“ rief sie lächelnd, und mit Hilfe der Schwarzen, die langsam die Matte herabließ, stand sie im nächsten Moment vor ihm, frisch wie eine eben knospende Rose, mit von der Ruhe dunkler gefärbten Wangen. „Der Vater war schon böse; er glaubte, Sie hätten uns vergessen... Nicht wahr, wir sind Beide älter geworden, aber hoffentlich nicht zu unserem Nachtheil!“ setzte sie schelmisch hinzu und ließ es geschehen, daß er die ihm gereichte Hand an seine Lippen führte.

„Gestatten Sie mir, meine einstige kleine Spielgefährtin bei demselben Namen zu nennen, der mir in so lieber Erinnerung geblieben?“ fragte er mit einem Blick voll Bewunderung.

„Ei gewiß, Adrianos-Bey! Warum sollten wir uns so fremd geworden sein! Ich heiße für Sie Lucile so lange Sie wollen.“

Adrianos sah sich einer reizenden Kofette gegenüber.

„Sie waren lange, recht lange draußen,“ fuhr sie fort, das halb gelöste braune Haar im Nacken aufsteckend und ihm die schönen Arme zeigend, deren weit geschlitzte Ärmel bis über den Ellenbogen zurückfielen. „Sie haben gewiß viel Schönes gesehen, während es bei uns recht langweilig geworden. Ich habe mir den Herbst so sehr ersehnt, der uns immer so interessante Fremde bringt. Wie kommt' ich ahnen, daß Sie einer der ersten sein würden!... Aber der Vater wird zürnen, wenn ich Sie ihm vorentshalte.“

Sie that mit ihm einige Schritte zur Thür des Hauses.

„Sie werden uns viel erzählen müssen!“ Sie reichte ihm die Hand. „Vergessen Sie nicht, daß ich jetzt die Dame des Hauses bin!... Meine arme Mutter starb vor zwei Jahren am Genfer See, wohin wir sie begleiteten... Ach, ich habe sie recht betrauert... Sie finden mich übrigens drüben im Pavillon!“ sagte sie, wieder in ihren heiteren Ton versinkend.

Adrianos verließ sie mit einigen galanten Worten. Sie blickte ihm nach, wie er die Stufen hinanschrift und wandte sich zum Garten, einen andern Blick auf ihr Kostüm werfend, trat dann vor den Spiegel des Pavillons, ihre Robe und die zierlichen Spitzen an Hals und Brust ordnend.

„Gott sei Dank, daß einmal wieder ein junger Cavalier da ist, mit dem man sich unterhalten kann!“ Sie rief die Schwarze und ließ sich von dieser das Haar im Nacken aufstecken. „Ama, wie gefällt Dir der Kawache? Erkannst Du ihn nicht?“ Und ohne auf die Alte zu hören, sich anders bestimmend, eilte sie durch eine hintere Thür ins Haus, um doch ihre Toilette zu wechseln.

Herr von B. empfing den Gast mit großer Auszeichnung. Er war einer von Jenen, für die die äußere Erscheinung maßgebend. Adrianos hatte ihm schon früher alle Talente und Instincte eines echten Cavaliers verrathen; der junge Mann war von edler Geburt, es erschien ihm also eine Gerechtigkeit des Schicksals, so glänzenden Anlagen auch die Mittel zur Uebung derselben zu gewähren.

Ihm war es gleichgültig, woher Adrianos seinen Reichtum genommen. In einer Stadt wie dieser, wo nur ein einziges flüchtiges Wolwollen des Vicekönigs genügte, um durch einen Auftrag, eine „Commissio“ in den Besitz von Hunderttausenden zu gelangen, in einem Lande, in dem überhaupt Niemand nach der Rechtmäßigkeit eines Erwerbs fragt, gilt eben nur der Erfolg. Herr von B. war glücklich, sein Haus mit dieser Persönlichkeit illustriren zu können. Er gab Auftrag, im Pavillon Erfrischungen zu serviren und führte seinen Gast nach kurzer animirter Unterhaltung in den Garten hinaus, wo bereits ein brauner Abessinier mit Tschibuk und Cigarretten wartete, während ein europäischer Diener den Tisch servirte.

Lucile, die nie so schnell mit der Toilette fertig geworden wie heute, erschien in weißem Mullkleide, ein Sträußchen von Heliotropen, ihrer Lieblingsblume, an der Brust; ihre dunklen Augen flackerten unruhig, ihre Wangen waren geröthet von der Eile; sie lächelte dem Vater ihren Dank für seine Aufmerksamkeit, spendete auch Adrianos einen graziosen Blick und übernahm jetzt selbst die Bedienung.

Adrianos mußte viel erzählen; er that es zerstreut, ohne bei der Sache zu sein. Lucile machte die Bemerkung, er müsse einen Theil seines Herzens und also seiner Gedanken in Europa zurückgelassen haben, aber man müsse ihm dennoch dankbar sein, daß er Egypten, seine zweite Heimath, nicht vergessen.

Adrianos fand endlich Gelegenheit, eine Mission zu berühren, die, wie er sagte, ihm in London geworden, nämlich nach dem Schicksal eines Mädchens zu forschen, das vor mehr als fünf Jahren in Alexandria einer, wie man geglaubt hatte, ganz zuverlässigen Person übergeben worden, aber vor etwa vier Jahren von der Seite derselben spurlos verschwunden sei.

(Fortsetzung folgt.)

* Fränkischer Herr.

Mosaik.

Marie Barkany. Die deutsche Bühne darf sich verschiedener Künstler rühmen, welche im Auslande auf sprachfremdem Gebiet erzogen unsere Mundart erst spät gelernt und trotzdem sich die allererste Ruhmesthale im deutschen Theater errungen haben. Wir erinnern da an Davison zunächst. Aber auch Künstler wie Barnay, Desjouis u. A. sind nicht in deutscher Umgebung erzogen worden. Zu diesen Ausländern von Talent und Herz für die dramatische Laufbahn gehört auch Marie Barkany, die sich erst wenige Jahre bei der Bühne, bereits eine erste Stellung am Berliner Hoftheater errungen hat. Freilich unterstützen bei ihr Schönheit und Temperament wesentlich die innere Begabung. Aber Frä. Barkany besitzt doch einen Fehler, den Jedermann für einen Vorzug halten muß. Es ist das ihre Jugendlichkeit. Für geniale oder passiv sentimentale Mädchennaturen ist die Künstlerin nicht geschaffen. Alles bestimmt sie zur Heroine oder zur beglückten Saloname. Wir sind überzeugt, daß die schöne, feurige, scharf charakterisirende Liebhaberin erst dann auf die Höhe ihrer künstlerischen Entwicklung und ihres Ruhmes gelangen wird, wenn jene ausgereiften, mit starken Schicksalen, wilden Leidenschaften kämpfenden Charaktergestalten in ihren Besitz gelangen können, die man dem jungen Mädchen mit den Feuerhaaren und der Feuerseele heute noch nicht recht glauben will. Beweist doch ihre Vorliebe für berartige weibliche Charakterrollen wie Adrienne Lecouvreur, bezähmte Widerspenstige u., daß sie selbst schon bewußt jenem Ziele zustrebt.

Marie Barkany ist Ungarin, in Rajchau, der Heimath der Estella Gerster, am 2. März 1859 geboren, mitten zwischen den Weinbergen, auf denen der feurigste Oberungar wächst. Das Kind sprach im Hause des Vaters, eines angeesehenen Kaufmanns, nur ungarisch und entzündete sein Künstlerfeuer an dem ungarischen Theater der Heimath bei Aufführung klassischer Stücke. Der Vater gab die kleine drei Jahre in ein Kloster, wo sie zuerst die deutsche Sprache kennen und auch deutsch denken lernte. Eine neue Welt öffnete sich damit dem kindlichen Geiste, die Welt deutscher Poesie. Schiller's Don Carlos entzündete das in ihr schlummernde Feuer für die Bühne zur hellrothenden Flamme. Alle Rollen wurden gelernt und im stillen Kämmerlein von dem Bäckersbuben gespielt. Der Vater trat dieser Neigung seiner Tochter aufs Entschiedenste entgegen, doch gelang es ihr, die Einwilligung desselben zu dem Aufenthalt in einer Wiener Pension zu erhalten. Dort kletterte sie allabendlich auf den hohen Olymp des Burgtheaters, wo sie sich freies Entrée zu verschaffen gewußt hatte. Ein Glücksfall war's, daß das junge Mädchen ihre Leidenschaft für das Theater in den vorzüglichsten Darbietungen deutscher Kunst genährt hatte. Nur Gutes, Edles, Vollendetes nahm sie damit in sich auf, nie ist ihre Bühnenerziehung durch schlechte Vorbilder verdorben oder gehindert worden.

Den ersten Unterricht, die systematische Ausbildung für den theatralischen Beruf begann der alte Karache, er nahm mit ihr Grethe, Thella, Luise durch, studirte ihr die Adrienne Lecouvreur ein, die sie auf der Dilettantenbühne der Wiener Akademie als erste Rolle spielte. Aber die Novize drängte in Fieberhaft nach Thätigkeit. Frankfurt a. M. bot ihr ein Engagement. In Begleitung ihrer Mutter, nur im Besitze von drei fest studirten Rollen, Adrienne, Waise und Gretchen, kam sie dort an. Der brave Vollmer lächelte über die Proposition des jugendlichen Mädchens, als ersten theatralischen Versuch die Rolle der Rachel, die Adrienne zu spielen, die über alle Virtuosenkunst des Lebens und Sterbens gebieten muß. Die junge Kunstnovize blieb aber fest, das Kococostüm, meinte sie, würde sie alt, volle zwanzig Jahre alt erscheinen lassen. Ohne Furcht und Aufregung begann sie und der Erfolg entschied zu ihren Gunsten. Die zweite Debutrolle, die Waise von Lowood, entschied über ein zweijähriges Engagement. Diese zwei Jahre waren die Zeit energigsten Studiums und praktischer Bühnenausbildung. Bald war Marie Barkany erklärter Liebling des Publicums. Viele Rollen spielte sie im Verein mit Barnay, der der talentvollen jungen Landmännin selbst großen Beifall spendete.

Von Dingelstedt kam die Aufforderung zu einem Gastspiel am Burgtheater. Hier sah der Vater seine Tochter zuerst auf der Bühne; die Ausöhnung war innerlich längst vollzogen. Von Frankfurt ging die junge Künstlerin in ihr zweites Engagement zu Maurice nach Hamburg, wo ihre Debut das lebhafteste Interesse des Publicums anspand. Maurice vollendete die schauspielerische Erziehung des jungen Mädchens, er lehrte es, daß unter der höheren dramatischen Wahrheit die Natürlichkeit nicht zu leiden brauche, und da der gewiegte Kenner sie bald in Salonrollen beschäftigte, so hatte sie sich die leichte unbefangene Natürlichkeit bald angeeignet. Die größten Erfolge brachte ihr Sardou's „Dora.“ 1877 warb Herr v. Hüfen um sie für das königl. Schauspiel, allein sie wollte sich noch nicht von Hamburg trennen, wol weil es hier noch viel zu lernen gab. Ein Gastspiel im Berliner Hoftheater Weihnachten 1879, in dem die einundzwanzigjährige Darstellerin beim Berliner Publicum beifälligste Aufnahme fand, steigerte den Wunsch des Generalintendanten, die vielversprechende Kraft zu gewinnen. Im nächsten März gastirte Marie Barkany am Schillerplatz als Adrienne Lecouvreur und Luise; seit jener Zeit gehört sie dem Berliner Hoftheater an.

Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit von Ernst Eckstein. Wien, L. C. Zamarsti. 3 Bände. — Den „Dichtern der Vergangenheit,“ Freitag, Ebers, Dahn u. A., hat sich neuerdings ein Poet zugesellt, von so modernem Charakter, daß er bisher fast ausschließlich der unmittelbaren Gegenwart angehörig erschien: Ernst Eckstein. Vielseitig, weltersfahren, formgewandt, ist er auf den verschiedensten Gebieten schon thätig gewesen und hat überall eine nicht gewöhnliche Sicherheit des poetischen Blickes bewährt; nirgend aber, unserer Ansicht nach, mehr, als in seinem kürzlich erschienenen Roman „Die Claudier,“ zu dem er den Stoff der altrömischen Geschichte, genauer gesagt, der Regierungszeit des Domitian entnahm, des unwürdigen Bruders und Nachfolgers des edlen Titus. Nach nur elfjähriger Unterbrechung durch treffliche Regenten, stellte der Wütherich Domitian die Schreckenszeit eines Caligula und Nero wieder her und reizte durch dämonische Frevelthaten die unter Bespassian und Titus kaum erst wieder zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde wie ihrer Rechte gelangten römischen Edelen zu entschlossener Opposition auf. Während ein gnußfüchtiger, unsittlicher und haltloser Pöbel noch jede Gewaltthat des frechen Lüplings beifällig; während seine vertrauten Räthe ihn in seinen blutigen Maßregeln gegen das aufstrebende Nazarenenthum noch beifürten und der „Herr und Gott“ auf dem entweihten Throne des Titus sich in wüstem Cäsarenwahn von einem Frevel zum anderen treiben läßt, sind die Bluträcker schon nahe, ist der Dolch schon gezückt, der dem römischen Volke die Freiheit und das Glück des Lebens unter trefflichen Herrschern für ein Jahrhundert zurückgeben soll. Von diesem Hinter-

grunde hebt sich eine vortrefflich erfundene und mit überzeugender Kraft durchgeführte Handlung, die eigentliche Fabel des Romans, höchst wirksam ab. Einer der vornehmsten jungen Männer Roms, aus der erlauchtesten Familie der Claudier, dem Kaiser selbst verwandt und Sohn des dem Herrscher in strengem Pflichtgefühl ganz ergebenen Jupiter-Priesters, eine eble idealische Natur, die, an der Nieberträchtigkeit der Gegenwart krankend und am absterbenden Volksglauben verzweifeln, sehnsüchtig nach einem das Dunkel erhellenden, die Seele erquickenden Lichte ausschaut, wird für das Christenthum gewonnen aber alsbald verrathen und der Blutgier jener von dem eignen Vater aus tiefster Ueberzeugung zur Ausrottung des staatsfeindlichen Nazarenenthums entworfenen Geheße überantwortet. Nur ein Abfall, ein Widerruf kann ihn vor dem Schicksal, im Circus den wilden Bestien vorgeworfen zu werden, retten; aber nichts vermag den hochsinnigen überzeugungstarken Mann zu solcher Apostasie zu bewegen, nicht das Flehen der Mutter, nicht die Thänen der Schwester, nicht die Verzweiflung des ganz gebrochenen Vaters, ja selbst der leidenschaftliche Einfluß der geliebten Braut, einer edlen charaktervollen Jungfrau, bleibt wirkungslos und er läßt es — wenn auch unter furchtbaren Seelenqualen — geschehen, daß sich dieselbe, um sein Schicksal zu theilen, selbst als Christin angibt. Nun ist Weiber Loos unwiderruflich, es ist es umfomehr, als der kaiserliche Wütherich Domitian von der hochgefinnten Cornelia unlängst erst eine herbe Zurückweisung erfahren hat und nun von wilder Rachgier gegen beide so innig Verbundene glüht. Der entsetzliche Tag, wo die Liebenden vor den Augen Domitian's, vor den Augen der ganzen römischen Bevölkerung mit den Bestien im Circus zu kämpfen haben, kommt heran — und geht vorüber, ohne Quintus und Cornelia zu vernichten. Der heldenhafte junge Christ bleibt Sieger über den Löwen und die vereinten Bitten des erregten Volkes gewinnen dem nachgerigigen Tyrannen zwar keine Begnadigung, doch aber einen Aufschub des weiteren Kampfes bis auf den nächsten Tag ab. In der Nacht aber kommt die Verjüngung gegen die Macht und das Leben des Kaisers zum Ausbruch, und während das aufständische Heer unter Nerva, Trajan und Sinna, dem Vater der unglücklichen Cornelia, die Stadt besetzt, fällt der gekrönte Wütherich unter den Dolchstößen eines gleich verworrenen Menschen, des Stephanus, dessen Leben bedroht ist, weil er, auf Betrieb der für den Quintus Claudius glühenden Kaiserin Domitia, insgeheim dem jungen Märtyrer den Sieg über den Circuslöwen ermöglicht hat. Rom ist befreit und der edle Greis Cocceius Nerva besteigt den wieder gereinigten Thron des Titus.

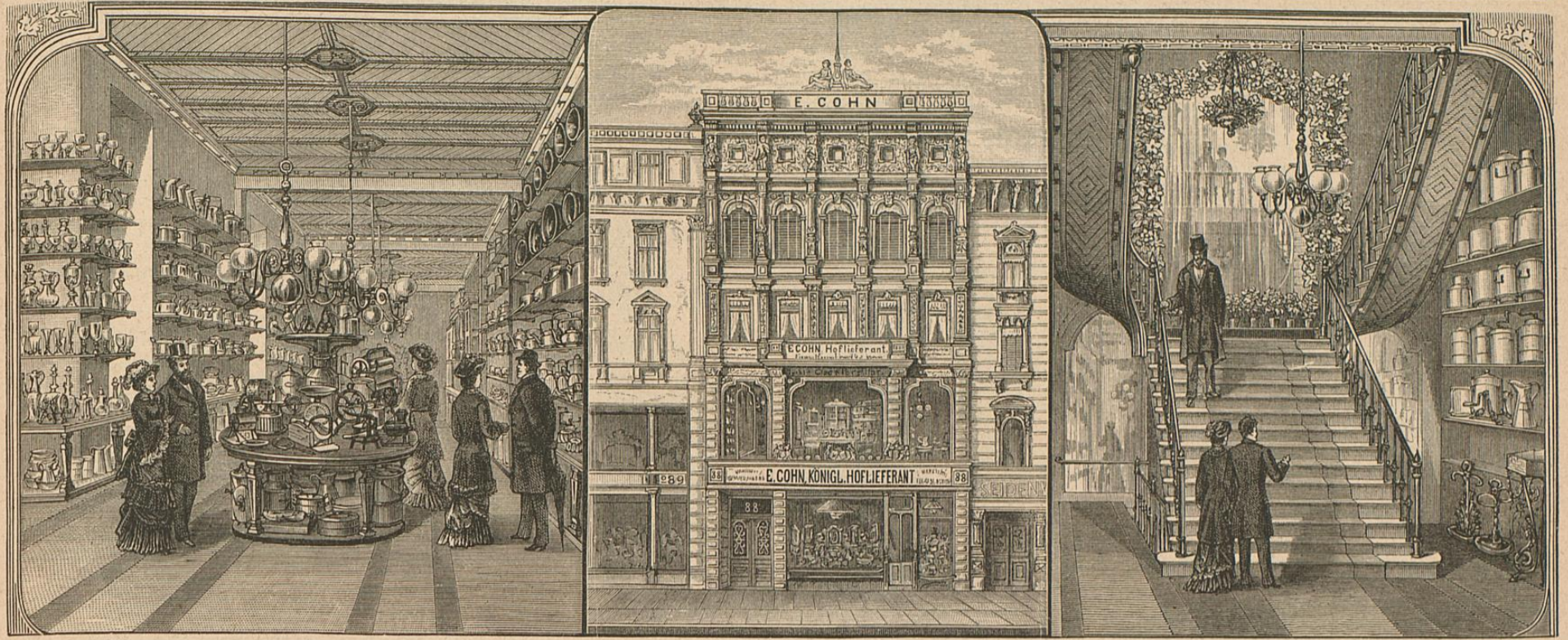
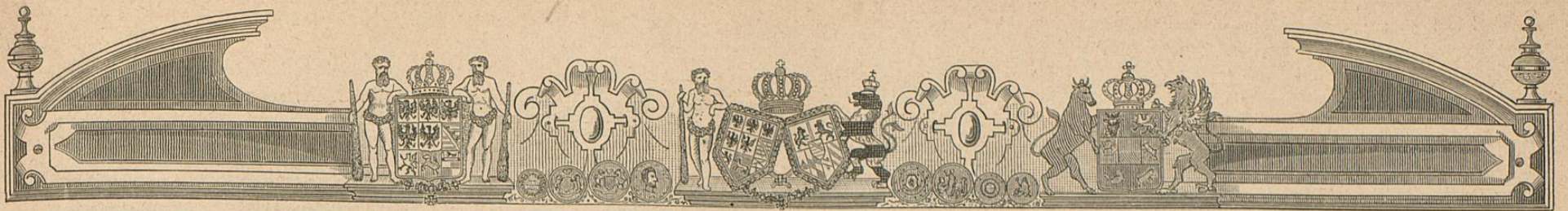
Das Alles ist klar und schön und mit ergreifender Folgerichtigkeit erzählt. Ein Gesamtbild des römischen Lebens um den Ausgang des ersten Jahrhunderts nach dem Erscheinen des Heils rollt sich vor unsern Blicken auf, naturgetreu im Localen und Landschaftlichen, reich an lebenswahren, aus innerster Nothwendigkeit handelnden Personen. Für das, was hier vorgeht, brauchen wir keine wissenschaftlichen Beläge oder historischen Zeugnisse; die Dichtung erweist die Thatfachen, die geschehen, die Worte, welche gesprochen werden, überzeugend aus sich selbst und die Personen, vom Helden herab bis zur geringfügigsten Nebenperson, sind von der Liebe des Dichters zu ihnen und von seiner ungewöhnlichen Gestaltungskraft bis zu einem Grade belebt, daß wir sie als wirklich athmende, strebende und lebende, individuelle Charaktere voll tief erregter Theilnahme aufeinander einwirken, einander bestimmen, siegen oder fallen sehen.

Wir scheiden von dem trefflichen Buche mit der wärmsten Empfehlung, nicht minder mit der Mahnung an unsere Leser, demselben durch Ankauf einen Ehrenplatz in der Hand- und Hausbibliothek zu bereiten. Die hohe sittliche Idee, von der das ganze Werk durchglüht ist, eignet es auch denjenigen Kreisen, die in strengerer Abgeschlossenheit den Roman von ihrer Schwelle zu halten pflegen. Dem inneren Werthe entsprechend hat das Buch durch den Verleger, L. C. Zamarsti in Wien, eine wahrhaft vornehme Ausstattung erhalten.

Cohn's Wirthschaftsbar. Das geschäftliche Berlin entfaltet sich aus einer Stadt voll Läden immer mehr zu einer Stadt der Magazine und Bazare. Newyork und andere Städte der Union, London und Paris besitzen schon seit länger als einem Menschenalter großartige Verkaufshäuser, die alle Stockwerke eines ganzen Hauses füllen, mit Lichtböden, Gallerien, Hallen, in denen die Waaren des Geschäfts ausgebreitet liegen. Berlin kannte als einziges Beispiel solcher Bazare nur Gerjon. Das hat sich in den letzten Jahren vollständig geändert, und heute darf man ohne Uebertreibung behaupten, daß die Hauptstadt des deutschen Reiches solche Magazine imposanter, architektonisch vornehmer, praktischer gestaltet, als irgend eine andere jener Weltstädte, selbst das bewunderte Paris, sie besitzt. Man durchwandere nur die Straßen der Friedrichstadt und wo jetzt eines solcher Magazinehäuser an das andere sich reiht, immer noch neue, großartigere entstehen. Unsere Architekten setzen ihren Stolz darein, die Fagaden dem eigentümlichen Zwecke entsprechend, dabei aber doch stilvoll und vornehm zu gestalten. Man hat seit Jahren die würdige deutsche Renaissance in der Verkaufshalle von Spinn benannt, die Baumeister gerühmt, welche einem Palast, dessen Wände fast ausschließlich aus Spiegelstein bestehen müssen, durch Pfeiler von polirtem Granit, durch gemeißelten Stein, Schmiedeeisen, durch die geniale Entwicklung und kräftige Profilirung der ganzen Fronte den Charakter eines Monumentalbaues zu geben gewußt haben. An riesiger Ausdehnung mögen die einformigen, langweiligen Gebäudetafeln der großen Pariser Magazine die ungerigen vielleicht übertreffen, an Schönheit der Erscheinung, architektonischer Würde und monumentaler Pracht stehen sie ihnen bedeutend nach.

Diese Waaren-Magazine geben dem inneren Berlin einen wesentlich modernen Charakter. Das sieht man am besten jetzt in der Zeit des Ueberganges, wo die engbrüstigen, schmucklosen Häuser aus der Zeit Friedrich's des Großen, deren Parterreeräume erst nachträglich zu Läden eingerichtet wurden, noch lange nicht verschwunden sind. Das frugale, anspruchslose, kleine Berlin verwandelt sich auf diesem Gebiete schnell und glücklich in die Weltstadt. Wir staunen heute noch über etwas, das uns in wenigen Jahren sicher als selbstverständlich und gewöhnlich gelten wird. Der Magazinbau, den Heise seinem Seidenwaaren-Geschäft errichtet, mit dem Locale verglichen, welches das berühmte Geschäftshaus in der alten Leipzigerstraße früher besaßen, wird uns den Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Berlin klar machen können. Dieser mit Seidenstoffen, Brocaten, Vorhängen, Postierungen, mit Allem bis zur beschiedenen Krabatte angefüllte Waarenpalast Heise's gehört zu den großartigsten unserer Kaiserstadt. In seiner Nachbarschaft erhebt sich indessen noch eine große Anzahl ähnlicher. So sehen wir in unmittelbarer Nähe den von Cohn erbauten Bazar ganz mit Gegenständen für das Haus und die Wirthschaft, für Küche und Keller angefüllt.

Es ist dieser Bazar um dessentwillen besonders interessant, weil er sich mit einer verhältnismäßig bescheidenen Grundfläche hat behelfen müssen. Der Architekt, Baumeister Schwatlo, hat darum das



E. Cohn's Wirthschaftsbar in der Leipzigerstraße.

Kellergehoß zu Hilfe nehmen müssen und das schwierige Problem gelöst, diesen unterirdischen Raum zugleich auch zu einer von der Straße übersehbaren Ausstellung, zu einem Schaufenster zu benutzen. Der Vorübergehende blickt hinab auf die großen Apparate und Geräthe, welche der Hauswirthschaft Dienste leisten, auf Gegenstände der Kücheneinrichtung, Ausstattung des Kellers, der Baderäume, des Hofes und des Gartens. Dem Charakter dieser im Fenster ausgestellten Gegenstände entsprechend, ist die Halle des Souterrains angefüllt: Magazine von Waschmaschinen, Kochherden, großen Stücken aus Eisen, aus Holz, künstlicher Steinmasse. Der gesammte Magazinbau Cohn's gliedert sich in drei Stockwerke und jedes dieser Stockwerke wird wieder ganz eigenartig verwerthet, so daß der Käufer sofort eine Uebersicht und Auswahl von demjenigen an Ort und Stelle findet, was er sucht.

Aus diesem Untergehoß führen breite Treppen hinauf in den Parterre-raum, durch den man von der Straße aus das Magazin betritt. Diese ebenerdige Halle enthält alle feineren, augenfälligeren Stücke des modernen Hausraths in schöner wolgeordneter Zusammenstellung. Verschiedene Abtheilungen sind verschiedenen Specialitäten

gewidmet. So sehen wir die eine ganz mit Gerath zur Bereitung von Kaffee und Thee angefüllt. Alle Constructionen zur Kaffeebereitung, alle Formen und Stoffe bieten sich dort der Prüfung dar. Das englische Kupfer, glänzend und matt gehalten, Britanniametall, deutsche Arbeit, nach Entwürfen künstlerischer Kräfte, meist im Renaissancegeschmack gebildet, bescheidene Formen für den einfachen Bedarf des Junggejellen, prächtvolle, die in den Salons vornehmer Häuser ihre richtige Stelle finden, stehen da beieinander. Einer Auswahl von Geschirr, Meißner Zwiebelmuster, anderen Porzellanen und Fayence ist der nächsten Abtheilung vorbehalten. Der Ausrüstung des Ofens und des Kamins dient wieder eine andere, in der wir die erfreuliche Wahrnehmung machen, daß unsere deutschen Ofen- und Kaminvorzüge in Gediegenheit der Construction, Adel der Erscheinung, den stillen, wenn auch äußerlich sehr gefälligen, der Franzosen längst den Vorrang abgewonnen haben. Die eigentliche Ausrüstung unserer Feuerstätten haben wir wol größtentheils den Engländern entlehnt und vermögen selbst nichts Besseres zu erfinden.

Hier amüßirt uns eine ganze Batterie von Kinder-Kochherden jeder Größe, dort bewundern wir orientalische, meist chinesische Ma-

lerien auf glänzendem Metallgrunde in kleinen zierlichen Stücken, Serviettenringe etc. Dann betrachten wir die verschiedenen Beleuchtungsapparate. Soweit die Artikel der Hauswirthschaft in unsere eigentlichen Wohnräume vordringen, zur Ausstattung der Zimmer dienen, finden wir dieselben hier vollständig zusammengestellt. Und was drinnen in der Halle die verschiedenen Abtheilungen füllt, das enthält in gut gewählten Stichproben das Schaufenster, das für sich wieder ein geräumiges selbständiges Cabinet bildet. Was nun diesen Raum als solchen von allen derartigen vorthellhaft unterscheidet, das ist seine freie Uebersichtlichkeit. Mit einem einzigen Blicke vermögen wir den gesammten Inhalt zu mustern. Da gibt es keine toten Ecken, keine verborgenen Winkel, keine Nebenräume, Scheidewände. Diese Uebersichtlichkeit, sowie die Raumbisposition ist eine der größten Vorzüge unserer modernsten Bazar-Architekturen.

Eine Flügelstiege führt aus dem Hintergrunde hinauf in's Obergehoß. Auch diesem fehlt nicht der Ausblick und die charakteristische Empfehlung nach der Straße hinaus. Hinter der Fensterwand von Spiegelglas ist eine vollständige Musterliche aufgebaut, ein Abbild im Kleinen derjenigen, mit welcher Cohn auf der Ver-

liner Gewerbe-Ausstellung berechtigtes Aufsehen erregt hat. Das ist so geschickt arrangirt, daß der Vorübergehende diese zierliche Küche vollständig übersehen kann. Was nun Küche, Keller, Badezimmer zu ihrer Ausstattung bedürfen, das gruppirt sich in dieser Oberstockhalle, vom bescheidenen Kessel bis zu allen den ewig neu erfundenen Apparaten, die den Küchendienst unterstützen; Kochgeschäfte aller Art, Verschlußstöcke, Kessel, Bains de Marie und tausendlei Dinge, die die Ausrüstung der eigentlichen Wirtschaftsräume vervollständigen. Auch hier kommt dem Aufbau des Magazins zumeist die günstige Raumbisposition zu statten, die einen vollständigen Ueberblick ermöglicht. Nichts entgeht da der Aufmerksamkeit des Besuchers. Der Architekt hat hier in günstiger Verwerthung der gegebenen Grundfläche, in harmonischer Gliederung der drei Stockwerke und in ihrer Entwicklung zu weiten lichten Hallen Vorzügliches geleistet.

Wie wir schon eingangs erwähnten, wird in Berlin über der Zweckmäßigkeit niemals der künstlerische Schmuck vernachlässigt. Er fehlt diesem Bau ebensowenig wie den anderen Magazinen der Hauptstadt. Die Fagade wird durch Pfeiler gegliedert, zwischen denen Spiegelwände sich spannen. Geziert ist dieser Aufbau durch allegorische Gestalten, welche die helfenden und ausführenden Kräfte versinnlichen, denen der Inhalt des Magazins sein Entstehen dankt. Plastischer Schmuck vertheilt sich als ein reich ornamentirter Rahmen über alles Steinwerk, das die Verglasungen umschließt. So zeigt dieser Bau des Cohn'schen Wirtschaftsbazars sich als ein musterhaftes Beispiel derartiger Architektur. Er erfüllt zuerst in praktischer Verwerthung des Raumes und in Betreff der Schaustellung aller hier lagernden Waaren die weitgehendsten Ansprüche. Er tritt aber auch rein architektonisch in künstlerischer Gestaltung und charakteristischer Ausschmückung wahrhaft imposant in die Straßenfront, kein uniformer Bedürfnisbau, sondern eine interessante Einzelschöpfung, deren Originalität nur an der Originalität anderer großer Magazinhäuser ihresgleichen findet. Denn ihre Zahl wächst in Berlin mit jedem Tage. Wir würden von den meisten Aehnliches zu erzählen finden, wir haben aber zunächst dieses eine genauer angesehen und beschrieben, um zu zeigen, daß die Architekten der Residenz auch auf diesem interessanten Specialgebiete ebensoviel und mehr leisten, als in anderen Weltstädten.

Die Mode.

Dachte ich mir's doch! Da finde ich Sie in traulichem Douboir in Träumerei versunken. Verbannen Sie doch die Reminiscenzen an verrauchte Faschingsfreuden, an den trügerischen Schimmer des Ballsaals! Nehmt nicht der lachende Sonnenschein bereits an andere Jahreszeiten, an andere Toiletten, mit einem Wort an Ihre alte rasstlose Freundin, die Mode?

Wähnen Sie, daß sie geruht habe in der Zeit der Winterfeste — keineswegs. Für sie ist Ruhe; Absterben; ihre Lebensbedingungen sind Raffinesse, Wechsel und Neuheit. Und mit kostbaren Neuheiten leitete sie die Saison ein, nicht minder elegante Neuheiten gewährte sie Ihnen zur Nachfeier. Eine gewisse Vorliebe für den Luxus ist ihr augenblicklich freilich nicht abzumessen, wenn sie unser Auge durch Toiletten aus Sammet, moirée, Damast, Brocatstoffe, Plüsch, satin, Perlen, Spigen und Stidereien blendet; in denen sie verlangt von Niemanden, daß der Luxus zum Princip werde. Sie tolerirt sowohl einfache, wie kostbare Gewebe, extravagante, wie schlichte Zusammenstellungen in Farben, Stoffen und Garnituren.

Ich weiß, Sie finden einen point d'honneur darin, selbst in der Nachsaison durch exklusive Toiletten Bewunderung zu erregen. Im Magazin von Bonwit & Littauer wurde mir eine Robe von grenat-farbenem satin merveilleux und schwarzen spanischen Spigen vorgelegt. Aus letzteren bestand die vordere tablier-artige Garnitur des Rockes, während ein Stofftheil von tulle dentelle espagnole die Tunika bildete. Die Taille von rothem satin hatte einen angelegten Schöß; derselbe endete hinten in Charpes, in Schlingen nebst Enden arrangirt.

Als jugendlich und grasig sei ein Arrangement aus crème-farbener voile religieuse und dentelle imitation d'Alencon erwähnt. Der Rock mit feiner Schleppe ist unten mit Volants aus eben erwähnten Spigen und Buffen von satin merveilleux garnirt. Die Garnitur „a tablier“ bildet ein gefittet dreieckiger Stofftheil aus crème-farbener toile crue, welcher in Art eines Tuches, die eine Ecke abwärts gerichtet, auf der Vorderbahn des Rockes arrangirt ist. Aus voile religieuse sind die kurzen gebauschten Paniers, sowie der hintere geraffte, oben als Puff drapirte Tunikatheil. Die Vordertheile der Schößtheile zeigen in dicke Falten gezogenen Einsatze, welcher zu beiden Seiten, Jabots imitirend, mit Spitze besetzt, außerdem mit Stidereiweiden und Schleifen aus mattblauem Atlasbande versehen ist. A propos die Stidereien: sie sind bevorzugter denn je für jugendliche Toiletten aus hellen und leichten Stoffen, wie voile religieuse, toile virginie, foulard, mousseline und crêpe. Ich sah durchbrochene Stidereien und solche im Plattsch auf feinem Tüll, auf toile crue, sowie auf gasartigen Geweben in den verschiedensten Farbentönen des Gelb, Grau, écarle und crème. Es ist schwierig, diese Nuancen wie die Ausführung der mehr und minder reichen Arbeit zu schildern, die, in Form von Vorbürren, als breite und schmale Volants, als größerer mit Kleinfiguren überdeckter Stofftheil, als Tuch oder als Charpes verwendet werden. Diese neue Laune der Mode ist jedenfalls eben so hübsch wie nachahmungswerth. Bei der allgemeinen Vorliebe für Stidereien bietet sich jungen Damen die beste Gelegenheit, ihre Mußestunden mit Anfertigung derartiger Garnituren auszufüllen, denn wir können versichern, daß es der genialen Schöpferin „Mode“ mit den Stidereien wirklich Ernst ist. Wird man doch sogar an Costümen aus feinem Wollstoff, wie z. B. von leichtem englischen flanel, ganze Einfäße (tabliers) in Guipuresiderei (durchbrochene Arabesken-Deffins) fertigen, mit Gordinetwolle von der Farbe des Costümflosses ausgeführt. Freilich, die Mode hat auch ihr on dit; ich bin, wenn auch ihre Interpretin für diese Neuheiten, noch nicht von ihr autorisirt und theile sie daher mit einiger Reserve mit.

Alle die Ihnen schon vom Herbst her bekannten Gewebe mit den längst bekannten Namen, wie Cheviot, Cheviot knickerbocker, Vigogne, Plaid wird man zu den Frühjahrscoftümen mit gleichen, aber breit gestreiften Geweben von discreter Farbe zusammenstellen. Solche Arrangements dürften viele unserer Leserinnen willkommen heißen; ihr ökonomischer Vortheil ist nicht zu unterschätzen, da sie Gelegenheit geben, bereits getragene Roben von einfarbigem Stoff zu modernisiren. Für solche Zwecke liefern die Magazine Cheviot rayé in Olive, Braun, loutre-farben, Granblau (bleu gabier) und melirt. Neben diesen werden sich auch Stoffe mit breiten Vorbürren in bunten lebhaften Farben behaupten. Außer diesen Stoffen bringt die Mode die weichen, feinen Vigogne-Gewebe in kleinen unscheinbaren Carreaux-Deffins, die carrirten Cheviots knickerbocker, die Cheviots mit kleinen Wulden oder Kleinfiguren in Kufeisenform. Alle diese beliebten Stoffe finden Sie in den Magazinen Mode-Bazar Gerson, Lissauer und Geese.

Zur Ausstattung der Costüme aus den genannten Stoffen wird man auch in dieser Saison Plüsch bevorzugen. Ihm reißt sich die Chenille an, die in feiner und härterer Qualität als Franze, zum Einranden von Stidereien etc. verwendet wird. Für Neuheiten der späteren Jahreszeit weiteffern Industrie und Mode; davon zu berichten, behalte ich mir vor, wenn der Wunsch in uns wach wird, die Winterkleidung abzulegen. Eine höchst effectvolle Neuheit auf dem Gebiet der Seidenindustrie, von der Sie Gebrauch machen müssen, ehe die Salons geschlossen werden, sind moirées hättienne und moirées mille carreaux. Schwere prächtige Seidenstoffe, der Länge nach gestreift, klein carrirt und zugleich moirirt. Ältere Damen können kaum eine bessere Folie für Würde und Bornehmtheit wählen, als eine Robe genannten Stoffes in viel-or-Farbe mit feinen braunen Streifen oder in Graublau mit breiteren satinierten blauen Streifen. Die Surrogate einer eleganten Toilette sind übrigens Spigen, Chemillesiderei und Perlen.

Da gibt es die verschiedenartigsten Perlen in Metall, glatt, länglich, rund, facettirt geschliffen, matt und glänzend für Reliefsidereien; Perlen in weidern Schmuck des Saphir und des Perlmutter, metallisch glänzende,

irisfarbene Perlen zur Imitation von Blumen, Insecten, Schlangen, Schmetterlingen, zur Ausführung von Vorbürren, Franzen, zum Benähen von Spigen u. s. w. Von vornehmster Wirkung und die ephemeren Erscheinungen ihrer Gattung überdauernd, bleibt die schwarze Perle aus Schmelz und Jet. Sie hat sich wie ihre vornehme edle Schwester eine Art klassischer Anrechts erworben, denn wie jene dient sie zur Erhöhung des Effects der Toiletten aus schweren schwarzen Stoffen und ist fast ausnahmslos zur Bedingung für die reicheren Arrangements geworden. Den Perlen asortirt sich zur Vervollständigung der Garnitur die Knöpfe und neuerdings die agraffenartigen Schnallen. Letztere sind momentan sehr en vogue, dienen zum Raffin der Paniers oder eines Tunikatheils, zum Befestigen der Charpes, als Garnitur für den Kermel u. s. w. Wie jede Novität von der Industrie durch Nachbildungen jeder Art ausgiebig erschöpft wird, beweisen die Schnallen in Form von Hüfisen und von Hausgeräth und von Ornamenten, aus Münzen, Perlmutter, Nidel oder Goldbronze u. s. w. gefertigt.

Doch nun habe ich noch des indischen Schawls zu gedenken, der nach langer Verbannung wieder an das Tageslicht gezogen und — unzerkürnt — als moderner und eleganter Frühjahrsmantel arrangirt wird. Mancher unerer Leserinnen ist herdurch Gelegenheit geboten, ohne Kosten und mit wenig Mühe das mit Bedauern so lange unberührte, früher so notwendige Requisit der eleganten Toilette wieder verwenden zu können. Eine der nächsten Arbeitsnummern wird das Shawl-Arrangement verbildlichen und genaue Anleitung zur Anfertigung desselben geben.

Und nun hoffe ich ein freundliches Lächeln auf Ihren Lippen zu sehen, daß es mir gelang, Interesse zu gewinnen für meine Neuigkeiten und Ihre



Reminiscenzen zu bannen. Doch — pardon! Um keinen Preis ein Postscriptum! Wenn Sie die Oper oder das Concert besuchen, legen Sie ein Mantel von schwarzem crêpe de chine mit Stiderei im Genre „Honkong“ an; etwas bunt zwar, aber — modern! Als hübsche Neuheit sei Ihnen der Ribicou-Charpe von schwarzer Seide mit Goldstiderei und plüschirten schwarzen Spigen empfohlen. Ich sah denselben bei S. Cohn, Unter den Linden 16. Geeigneteres für das Unterbringen des Dornröschens, des Portemonnaie, des Fächeres oder selbst der kleinen, den Hals schützenden Kravatte werden Sie kaum finden. Ada Bonheur.

Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. Februar.

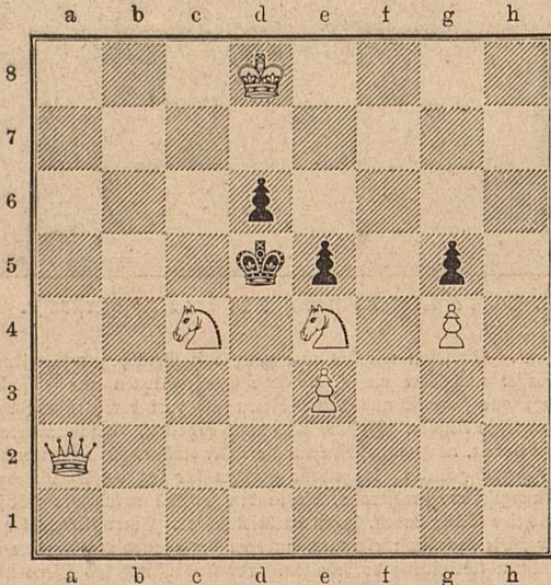
Fig. 1. Balltoilette aus Atlas und Gaze. Den Rock aus mattgelbem Seidencreps zieht eine à plissé gefaltete Fritur von braunem Atlas, sowie eine Puffe von glatter gelber Seidenpasse. Den Ansatz der letzteren deckt eine Plüschfritur von Atlas. Die auf dem Rock befestigte Tunika ist theils aus glatter, theils aus gestreifter Seidengaze arrangirt und mit Schleifen von braunem Atlasband, sowie mit Tuffs von braunen Blättern ausgestattet. Selbstige Spitze, Guirlanden von braunem Laub und eine Atlas-schleife bilden die Garnitur der Taille aus braunem Atlas, welche hinten zugeschnürt wird. Dem unteren Rand der Taille ist ein in Plüschfalten geordneter Schößtheil von gestreifter Gaze angehängt. Im Haar ein Tuff bräunlicher Blätter.

Fig. 2. Gesellschaftsleid aus Damast. Der Rock dieses Kleides ist aus rosa Seidencreps gefertigt, hat vorn eine Länge von 110, hinten eine Länge von 128 Cent. und ist am unteren Rande mit einer Puffe aus dunkelrothem Sammet, sowie mit einer 21 Cent. breiten, in Falten gereihten weißen Spitze garnirt. Gleiche in Falten arrangirte Spitze zieht die vordere Rockbahn. Die auf den Seitenbahnen befestigten Garnituren, sowie die Schleppe sind aus rosa Damast hergestellt und (s. Abbildung) in Falten arrangirt. Die Garnitur der Taille aus gleichem Stoff bilden Revers und Schleifen von Sammet, sowie in Falten gereichte Spitze. Ein Chemiset aus Spitze vervollständigt die Taille; im Haar eine abgestirzte Feder.

Schach.

Aufgabe Nr. 74.

Von C. Calapso.
Schwarz.



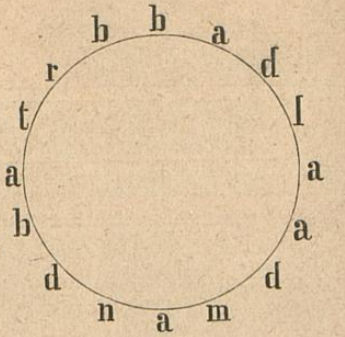
Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 73 Seite 32.

Weiß. Schwarz.
1. D a 5 — c 5. D e 7 n. e 5 oder S a 4 n. e 5
2. S d 5 — f 6 oder — c 3 matt. A. L g 8 n. d 5 oder beliebiger anders
1. L g 8 n. d 5 oder beliebiger anders
2. D e 5 — c 2 oder D, S matt.

Lesenaufgabe.

Nebenstehende 16 Buchstaben ergeben 7 Worte, wenn man — mit einem gewissen Buchstaben (a) beginnend und dem Kreise folgend — die Buchstaben abliest und die Silben nach dem Gehör niederschreibt.



Räthselfragen.

- Welchen Titel eines bekannten Romans kann man aus den drei Wörtern „Bund,“ „Sohn“ und „Ela“ erhalten?
- Welchen Namen eines berühmten Redners kann man aus den beiden Wörtern „ami“ und „Auber“ erhalten?

Quadrat-Räthsel.

1.				2.			
D	D	R	R	I	I	I	I
A	A	A	A	E	E	A	A
A	I	S	S	L	R	R	R
E	S	I	E	S	S	G	M

Die Buchstaben in den Feldern der obigen Quadrate lassen sich so ordnen, daß die oberste wagerechte Reihe gleich der ersten senkrechten lautet, ebenso die zweite wagerechte gleich der zweiten senkrechten u. s. w.

Auflösung des Bilder-Räthfels Seite 32. Forellenliebhaber.

Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 32.
1. Robert. 2. Stör. 3. Gros. 4. Ferro. 5. Eber. 6. Elbert. Ebers. 7. West. 8. Feric. 9. Forster. 10. Brot. 11. Rose. 12. Sorbet.

Auflösung des Quadrat-Räthfels Seite 32.

E S R A
S A U L
R U H M
A L M A

Correspondenz.

Haushalt und Küche. Nähmaschinen neuer Construction. Keine Erfindung der Neuzeit war so epochemachend für die Oekonomie und den Haushalt, als die der Nähmaschine. Eine Stütze der Unbemittelten, eine Förderin der Selbstthätigkeit, geschickte und schnelle Helferin in vielen Zweigen gewerblichen Schaffens, ist die Nähmaschine bei Arm und Reich, im Salon und in dem Dachstuhl ein fast unentbehrliches Inventarstück geworden. Eine amerikanische Erfindung, wurden sie früher nur von jenseits des Oceans importirt; seit circa 15 Jahren sind jedoch deutsche Nähmaschinen in ihrer Construction so vervollkommen worden, daß jetzt in Deutschland jährlich ca. 450,000 Nähmaschinen hergestellt und 8000 Arbeiter damit beschäftigt werden.



Die Bemühungen, die Construction der Maschinen zu verbessern, sie für jede häusliche Arbeitsart praktisch zu gestalten, sind vorzugsweise auf die sogenannten Familien-Nähmaschinen gerichtet. Eine solche, durch alle Verbesserungen der Neuzeit vervollkommnete Familien-Nähmaschine hat die Fabrik von Seidel und Raumann in Dresden hergestellt. Sie gewährt zunächst den Vortheil, die Maschine, vermittelst des angebrachten Hand-Drehapparats, auch als Handmaschine benutzen zu können, wenn Umstände der Nähenden nicht gestatten, sie durch Treten in Bewegung zu setzen (siehe die Abbildung), aber auch Letzteres wird durch einen selbstthätigen Speiler wesentlich erleichtert und die Spule so gleichmäßig gefüllt, wie es die geschickteste Hand nicht vermag. Die Auslösung des Schwungrads vermindert die Abnutzung des mechanischen Werks und läßt das Nähen ohne Anstrengung vor sich gehen, wie denn auch die Auslösung der Spannhebel beim Heben und Abdrücken des Stoffs das Biegen oder Brechen der Nadel verhindert. Die vielfachen Hilfsapparate zum Säumen, Steppen, Wäntzen, Soutachiren, Annähen von Stoffschür u. s. w., neben anderen Verbesserungen lassen diese Maschine eminent praktisch erscheinen. Das Neuzere dieser zum bequemeren Transport auf Rollen laufenden patentirten Maschine besteht aus Kirschbaumholz, im Standfußende mit Messerfournieren, und gestaltet sich äußerst zierlich und gefällig. Ein in der Tischplatte eingravirtes Metermaß wird als eine praktische Zugabe beifällige Aufnahme finden. Diese in der großen Nähmaschinenfabrik von Seidel & Raumann hergestellten Familien-Nähmaschinen sind in den Magazinen aller größeren Städte Deutschlands vorrätig.

Toilette, Mode, Handarbeit. Isabella. Die Reclamation würde zu spät kommen, da die Puppen bereits vollendet sein müssen, sollen sie in der nächsten Nummer erscheinen, wie dies ohnehin beabsichtigt war. — A. F. in P. Ein so umfangreiches Kreuzstichmuster zu einem Densichem läßt sich in unserem ohnehin beschränkten Raume nicht verbildlichen. Wir möchten Ihnen die bei weitem modernere Stiderei mit Phantastischen auf Atlas empfehlen. — Frau L. A. Brüssel. Die zweite Nummer des Mai, Seite 147 v. J. brachte alles Erforderliche für diesen Zweck. — F. in C. Die japanischen Figuren erhalten Sie bei J. L. Rex, Berlin, Jägerstraße 49 und 50. Ueber die zweite Frage können wir keine Auskunft ertheilen. — A. v. B. Unsere Zeichner sind zu sehr beschäftigt, um Privataufträge übernehmen zu können, zumal eine für die gewünschte Stidart schwer auszuführende Dessinvorlage. — Edelweiß. Seite 278 des Jahrg. 1880 brachte das gewünschte Monogramm. — A. F. Den gewünschten Stoff zu Deden erhalten Sie bei A. Wüller, Berlin, Kronenstraße 17. — Fräulein N. Die Vorbürre mit Stiderei im Klostertisch, welche zum Store auf Seite 342 des Jahrg. 1881 veranschaulicht wurde, ebenso das Carreau zum Toilettenkissen auf Seite 7 des Jahrg. 1882 verbildlicht, sind uns von Fräulein Hedwig Müller, Kopenhagen, Dronninger Torggade 14, eingesandt.